SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Öffentlichkeit zeugt vom Charakter eines Volkes. Je weiter sich jene entwickelt, desto größer sind die *öffentlichen Charactere*.

Karl Oberleitner

8/8 845.

Digitized by Google

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Digitized by Google

Öffentlichkeit zeugt vom Charakter eines Volkes. Je weiter sich jene erstreckt, desto größer sind die öffentlichen Charactere.

Karl Oberleitner

8/8 845.

Oeffentliche

Charaktere.

Von

Karl Gutzkow.

Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1835.

UNIV. OF CALIFORNIA

CT154
G8

Digitized by Google

M. N. M.

Vorrede.

Der größere Theil der hier mitgetheilten biographiſchen Skizzen wurde zuerſt durch die Augsburger Allgemeine Zeitung veröffentlicht. Ich ſchrieb ſie, angeregt von der laufenden Geſchichte, noch öfter aber aus Ueberdruß an den Begebenheiten des Tages, welche im Allgemeinen nicht viel nütze ſind und höchſtens für den Papierſpeculanten einigen Werth haben können. Man hat ſich ſeit der Julirevolution das Intereſſe für Politik angewöhnt, und wagt noch immer nicht, einmal eine Zeitung ungeleſen zu laſſen; ein Servilismus, eben ſo thörigt, als jener, welcher in der Reſtaurationszeit

679869

herrſchte, wo man ſich nur um eine Sängerin oder einen kleinen Almanach enthuſiasmirte. Wir, die wir Männer der Geſchichte ſind, geben die Verſicherung, daß nichts in der Wagſchaale der Jahrhundertsfrage leichter wiegt, als die beiden Jahre, welche wir nun erlebt haben, und etwa noch zweimal ſoviel, welche ihnen folgen werden. Es iſt ſchon dafür geſorgt worden, die Zeit recht unannehmlich, nüchtern und unpoetiſch zu machen.

In einer ſolchen Zeit zieht ſich der Biedermann vom öffentlichen Leben ein wenig ſeitwärts, und beobachtet lächelnd die Menſchen, welche jetzt wieder die Begebenheiten machen, beobachtet die Pompzüge, Vermählungsfeierlichkeiten, Sterbefälle und die ſchweren Geburten der Miniſterien, und findet daran ein Wohlgefallen, die Individualitäten zu klaſſifiziren in Meineidige, Servile, Dummköpfe, Glückspilze, Staatsphiloſophen, Kammerherrn und ſolches Gelichter. Ein Jeder dieſer öffentlichen Herren zieht einen langen Schweif von

Serviliſmus und .... nach ſich, in welchen ſich ſeine ganze Erſcheinung hüllt, ſo daß drinnen kometenartig nur ein ganz kleiner Kern wohnt, welcher oft nicht größer iſt, als ein adliger Name. Andere waren ehrlicher oder hielten beſſer auf den Schein, Manche ſind bemitleidenswerth, weil ihre Stellung von jedem Kniff, aber nicht von der Tugend auszufüllen war, Einige ſtehen ſogar noch im Vorgrunde, welche zu uns gehören und im weißen Harniſch wie St. George glänzen, und unſichtbar, von Engeln geſchützt werden, die wir vom Himmel auf- und niederſteigen ſehen — kurz, das Intereſſante ſind nicht mehr die Begebenheiten, ſondern die Menſchen.

Die Präcedentien! dies Schreckbild wandelt durch die Tagesgeſchichte Europas, und fordert Rechenſchaft von Apoplerie und Paralyſie, welche von einer großen und titaniſchen Vergangenheit übrig geblieben iſt. O könnte man tilgen, was geſchehen iſt! Könnte man die Bücher all verbie-

ten, welche die Wahrheit an die Nachwelt über- liefern.

Ich geſtehe, daß ich neben dem Zwecke der Entlarvung auch noch einen künſtleriſchen hatte, und ich muß mir deshalb einen zwiefachen Vorwurf gefallen laſſen.

Einmal wird man ſagen, ich ſei, um nur die plaſtiſche Einheit und Ruhe in meine Auffaſſung der Individualitäten zu bringen, oft ſehr mild und ſchonend zu Werke gegangen und habe durch man- chen Hieb des Meißels getilgt, was freilich das Auge beleidigt hätte, was aber auch die Menſch- heit beleidigt. Doch wird dis immer eine Conſe- quenz ſein, die wenn ihre Prämiſſen nur da wa- ren, nicht genannt zu werden brauchte. Die Miß- lichkeit der Zeiten entſchuldige mich! Ich habe die Blumen der Poeſie auf die dürren, ſchlotternden Charaktere der großen Welt nicht geworfen, um die Narben ihrer Ehre, oder die offenen Schäden ihres Verſtandes zu verdecken, ſondern um Euch zu zeigen, wie erhaben Ihr ſteht über Allen und

wie mitleidig Ihr ſeid mit der fremden Schwäche und dem Alter, das jedoch bald treten muß vor den Thron des ewigen Gerichtes! Trauet dieſen Roſen nicht, aber rechnet ſie mir auch nicht an; denn ich ſchätze den Blauduft des Himmels und lerne mein deutſches Volk liebgewinnen, ſeitdem es freundlich meinen Worten zulauſcht, und möchte noch recht lange als feſſelloſer Frühlingsbote außer dem Käſig mit Euch verkehren im Scherz und Ernſt.

Zweitens mag gerade das, was in meinen Skizzen das Künſtleriſche iſt, einem Vorwurfe ausgeſetzt ſein, den ihnen die biographiſche Kunſt ſelbſt macht. Gewöhnlich verlangt die Biographie, weil ſie die Rivalität der Geſchichte nicht ertragen kann, daß ihre Helden dem Bereiche der Begebenheiten entfernt ſtehen und ſie recht viel Raum geben ſollen für die kleine Detailentwickelung des Privaten-Charakters. Freilich hieran leiden meine Darſtellungen, denn ſie wiſſen nicht, um welch' Uhr des Morgens Martinez de la Roſa aufſteht,

ob Wellington gern geräucherten Schinken ißt oder ob O'Connel ſich ein Tagebuch hält, worin er ſeine Ideen niederſchreibt. Hier werden meine Berichte immer lückenhaft bleiben und ergänzt werden müſſen, von Varnhagen von Enſe, Wachler oder ſonſt einem biographiſchen Denkmalſetzer, der noch andere Quellen zu benutzen Gelegenheit hat, als das große aufgeſchlagene Buch der Geſchichte, das die ganze Bibliothek iſt, welche ich beſitze. Ich habe nichts gethan, als aus den objektiven Klammern der Geſchichte das Alles abgelöſt, was auf Rechnung der Charaktere kommt, welche dies oder jenes Faktum entweder ſelbſt gemacht oder doch gebilligt haben. Nur Menſchen wollt' ich ſchildern, bei denen ſich nichts verſtecken durfte; und bei denen das Nebendetail der Privatverhältniſſe ſo unbedeutend iſt, daß ſie nicht vermißt werden.

Auch nicht einmal deshalb unvollſtändig ſind meine Darſtellungen, weil ihre Gegenſtände noch leben und die Geſchichte keineswegs entſchloſſen iſt,

ſtill zu ſtehen. Bei den jungen Charakteren, welche ich zeichne, wird man nur ahnen können, daß die Tugend und der Ruhm das Steuer und der Leuchtthurm ihrer Zukunft ſein wird; bei den alten wird die neueſte Gnade des Fürſten bald nachgetragen ſein. Alles was geſchehen kann, wird doch nichts Anderes ſein, als bei Talleyrand ein neuer Meineid, bei Martinez de la Roſa ein neuer Irrthum, bei Chateaubriand eine neue Thorheit, bei Mehemed Ali eine neue Filzigkeit, bei den Napoleoniden eine neue Schuldenmaſſe, bei Wellington ein neuer Steinhagel auf ſeine Kutſche, bei O'Connell ein neuer Triumph, bei Francia eine neue Gotteslåugnung, bei Ancillon eine Uebernahme des Miniſteriums der Cultusangelegenheiten, bei Carrel nichts als Handlungen, ſo ehrenhaft und månnlich wie die frühern, das Alles iſt aber leicht mit Rothſtift an den Rand dieſer Skizzen angeſchrieben.

Welche Charaktere der zweite Band bringen wird, verrath' ich noch nicht. Denn nicht nur

kann bis über's Jahr noch mancher jugendliche Name hiſtoriſch werden, ſondern ich behalte auch durch Verſchwiegenheit über gewiſſe Menſchen die Zügel in der Hand. Dieſe Gallerie ſoll vollſtändig werden. Es ſollen Viele und Manche hineinkommen. Nur Eines erlöſt davon, nämlich der Tod; denn nur mit lebenden Zeitgenoſſen beſchäftigen wir uns.

Frankfurt a. Main, im März 1835.

Karl Gutzkow.

Digitized by Google

UNIV. OF

Talleyrand.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Frau Grandt und der Monat Mai mögen beſſer wiſſen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falſch geſchworen hat; die Geſchichte ſagt, daß er es ſechsmal that. Sie liebt ihn aber und moraliſirt nicht; denn Talleyrand war kein Ueberläufer. Talleyrand hinkt auf dem linken Fuße, er übereilte ſich nie, er lief nicht. Hat man ſich je mit mehr Grazie in die Zeitumſtände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von ſeinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel ſchlagen, wenn er das Lager der Partei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandoſtab, er ging, nur begleitet vom Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm ſeine Reden ſchrieb. Talleyrand ſuchte die ſchroffen Kontraſte der Geſchichte auszuglätten, er ſprang in den neuen Sattel mit einem Witze, und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Worte, ich finde, daß in Eu=

ropa viel Sympathie für ſeine graziöſen Meineide herrſcht, und es iſt nicht ſchwer, dafür eine Urſache anzugeben. Es gibt Leute, welche den greiſen Prieſter für einen verkannten Propheten anſehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, welcher außer ſeinem eigenen himmliſchen Geiſte noch einen beſondern in Dienſten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft gab. Talleyrands Sehergeiſt wird bald ein Inſtinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten ſei, wiſſen wir nicht, wollen aber ſein Leben deshalb zu Rathe ziehen. Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, ſeine Kokarde bald weiß, bald bunt zu färben? War ſein Leben die Einflüſterung eines beſonderen Genius, der ihn zu ſeinem Liebling gemacht hatte? Beſaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp? Wir wollen ſehen. Es war ſchon einige Jahre vor der konſtituirenden Verſammlung, daß der junge Biſchof von Autun ſich in der beſten und abwechſelnd in der ſchlechteſten Geſellſchaft von Paris ſehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geſchäft: nämlich alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Prieſter ſei. Seine Kehle, noch heiſer von der Meſſe, die er im Stifte hatte ſingen müſſen, ſein Anſtand, noch kämpfend mit dem Prieſterrocke, der dem

lahmen Fuße nachſchleppte, ein zweiter Eſau, der an ſeinen jüngern Bruder die Erſtgeburt für die Linſengerichte des biſchöflichen Konvikts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädiſcher Philoſophie und Ausſchweifungen zuſammengeſetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort viel Tugend. Dieſer Jüngling von Biſchof verſtand es ſchon vortrefflich, die Maske vorzunehmen; er war galant, blumenreich, etwas ſalbungsvoll, und zog es in den meiſten Fällen vor, zu ſchweigen. Man nannte dis erſt Beſcheidenheit, aber Talleyrand beſann ſich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch ſpäter im auswärtigen Amte von London noch nicht verlaſſen hat. Von dieſem Augenblicke an hielt man ihn für geiſtreich, ſein Schweigen wurde eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Geſcheidtes zu Tage kommen würde. Talleyrand genoß dieſen Triumph des Stillſchweigens, empfahl ſich, und eilte auf Mirabeau zu, der ihm ſchon lange winkte. Sie legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Perſonen durch, ſchwärmten durch das Palais-royal, und verbrachten die Nacht am Spieltiſche in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die beſten Freunde. Dieſer

rühmte damals von ihm, daß er ein Mann ſei, der Ideen beſitze. Ich bin immer neugierig geweſen, was Talleyrand im Jahre 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philoſophie geweſen ſein, für die ſich Talleyrand und Mirabeau unter Roſen und gemietheten Küſſen damals ausſprachen? Nur ſo viel weiß ich, es fehlte Beiden immer an Geld; und Talleyrands Hauptmaxime, das, was man ſeine Idee nennen könnte, war in der Folge nur, ſich davon ſo viel als möglich zu verſchaffen.

Die Stände traten zuſammen: der Biſchof von Autun hatte ſein Kapitel zu vertreten. Es iſt bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, was er auf dem Marsfelde leiſtete, wo er die neue Verfaſſung Frankreichs durch eine Meſſe dem Himmel empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Prieſter verfolgte ihn ſchreckhaft, er haßte ſeine Beſtimmung, und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle ſeine Amendements und Abſtimmungen glühte weniger der Enthuſiasmus der Freiheit, als der des Haſſes. Man konnte ſeine Rechnung nicht beſſer machen. Indem er ſich für die Ungerechtigkeit ſeiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einſchlief, für die Faſten und jenes Linſengericht

des Esau rächte, erwarb er ſich zugleich eine anſehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch ſich auf den Thron Frankreichs ſetzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und Gardes du Corps, und ſchloß mit den Königen der Straßen und Vorſtädte eine Freundſchaft, die ſich belohnte. Philoſophirte Talleyrand ſchon damals, ſo wußte er, daß man in den erſten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug ſein Haupt erheben kann, daß man in einem Glutfieber von Illuſionen leben muß, wenigſtens eine Zeit lang. Er ſtiftete den Jacobinerklub, er führte, wie Mephiſtopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, und drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräthe der Kirche, dieſe fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müſſen, ohne Gnade verkaufe. Er wollte keinen andern Kultus als den der Nation.

Eines Tages beſann ſich aber Talleyrand. Seine Hände waren zu zart für eine Popularität, welche ſich nicht wuſch und keine Handſchuhe trug. Die republikaniſche Tugend machte ihm Langeweile, ſeitdem ſie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er ſah ſich in dem Spiegel, und fand, daß die phrygiſche Mütze der Jakobiner ſeinen guten und tadelloſen franzöſiſchen Zügen ſchlecht ſtand;

er ſtiftete den Klubb der Feuillans. Das war ſchlimm. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereigniſſe kamen ihm zu ſchnell. Der Abfall Mirabeaus machte ihn wankend, das Poſtmeiſterſtück in Varennes und die Emigration verwirrten ihn, die Koalition des Auslands zwang ihn, die Lage Frankreichs zu kombiniren. Er hörte das Meſſer der Guillotine ſchleifen, der Bannfluch des Papſtes, der ihn perſönlich traf, weckte Todesgedanken, ſeine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungeſtüm, die Leidenſchaft und die Grauſamkeit. Er drängt ſich zum Geſandten auf, und kann mit guter Manier Paris verlaſſen, welches ein unſicherer Boden iſt. So lange die Dinge gut ſtanden in Frankreich, ſo lange nur erſt Ludwig **XVI.** geblutet hatte, ſpielte Talleyrand in London einen vortrefflichen Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu repräſentiren, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigrirten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte ſeinen politiſchen Abandon erträglich, weniger ſeinen moraliſchen. Die Königin wandte dem ausſchweifenden Prieſter den Rücken, ja ſeitdem der Konvent Luſt ſpürte nach ſeinem Kopfe, und ihn einmal über das

andere freundſchaftlich erſuchte, über den Kanal zu kommen, verlor er vollends alle Haltung. Seine Miſſion ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei ſeinem Oheim, dem Erzbiſchof von Rheims, einſt Faſanen aus den Forſten von Perigord gegeſſen hatte. Allein Pitt, ſo ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem ſchwachen Gedächtniſſe, und wollte ſich der Faſanen nicht erinnern. Talleyrand war zu ſtolz, ſie zu erwähnen, und verließ England auf Pitts Weiſung. Man hielt ihn trotz ſeiner Verurtheilung noch immer für einen verſteckten Jakobiner. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie ſchwer ſich London an ihm verbrach, ſo liebte er es doch unausgeſetzt, und war ſogar im Stande, die engliſche Verfaſſung das beſte Prinzip zu nennen, wo es die Klugheit gebot, auf Prinzipien einen Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden ſagen, daß er bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit ſey. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenſeits des Ozeans die weiße Kokarde aufſteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, eine Lilie aus dem Geſchlechte

der Montmorency oder Levis? Bis dahin ſtieg die Leidenſchaft des geächteten Prieſters nicht, obſchon er ſich ſelbſt die Indulgenz der Ehe geſtattete. Er hatte andere Sympathien; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt aus Oſtindien ſtammte. Zu der blendenden Schönheit dieſer Dame geſellte ſich eine muntre, prononcirte Einfalt: der arme Erbiſchof mußte ſeiner zärtlichen Neigang wegen viel leiden. Aber er ſetzte ſich über den böſen Leumund hinweg und ſehnte ſich nicht nach dem Glücke, das inzwiſchen Herr v. Chateaubriand in den Urwäldern bei den Haſen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickſtrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er ſehnte ſich nach dem ſchönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ermüdet: Talleyrand ſah nichts mehr, was fürchterlich geweſen wäre. Er ſchrieb an den Konvent, er ſchrieb im Tone des patriotiſchen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er bei Franklin und Waſhington ſich in ſeinen republikaniſchen Tugenden immer mehr vervollkommnet habe, und verlangte die Zurücknahme ſeines Anklagedekrets. Der Bürger

Talleyrand kehrte zurück; Frau v. Stael und die Koterie jubelten, daß die neue Meinung nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrſchaft entbehren ſollte. Carnot verachtete ihn, doch Talleyrand wußte, welche Rolle er zu ſpielen hatte. Er beſuchte die Clubbs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechſelſpiel republikaniſcher Urtheile und royaliſtiſcher Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anſtand überwog. Das Direktorium hatte ſein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die ſchwache ungeſicherte Gegenwart zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, begann er, an eine ſtarke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, deſſen Ehrgeiz eben ſo feurig war, als damals ſeine Liebe zu Joſephine Beauharnois. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; denn dem Ehrgeize traute er Frankreich an. Er veranlaßte die italieniſchen Siege und die große ägyptiſche Cavalcade; er wußte, daß ſich Frankreich zwar noch von keinem Herrſcher, aber von dem Ruhm würde regieren laſſen, und gewann für ſeinen Günſtling ſo viel Bundesgenoſſen, daß die hochverrätheriſchen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angeſehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienſte, welche ihm Talleyrand leiſtete, und konnte ihm verzeihen, ſelbſt als der Mann ſpäter nichts als bourboniſche Konſpiration athmete. Er ließ ihm ſeinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewiſſe ſchwärmeriſche Sentimentalität, die für den Mann unſers Jahrhunderts ſo charakteriſtiſch iſt, feſſelte ihn an Talleyrand, an dieſen Schlaukopf, der auf Koſten der guten Meinung von ſeinem Verſtande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Direktorium als einen leidenſchaftlichen Verehrer der Geſänge Oſſians empfohlen hatte. Oſſian war es, der Talleyrand lange Zeit geſchützt hat. Napoleon verzieh dem Miniſter, der ſein Portefeuille benutzte, um ſich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghiens wurde; er vergaß Oſſian nicht. Es iſt zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathien ſeines Herrn nicht mehr belauſchte; denn Napoleon hatte noch mancherlei Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, deſto mehr zog er die guten Sitten den Geſängen Oſſians vor. Er glich darin allen beſſeren Uſurpatoren, daß er ſich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um ſich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Groß-

kämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börſe und des Spielhauſes, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anſtoß daran, daß Frau Grandt noch nicht einmal vor den Altar mit ihm getreten war. Napoleon wollte von dieſen lockern Banden nichts mehr wiſſen, ſondern drohte ihm mit ſeiner Ungnade, worauf ſich Talleyrand murrend verheirathete. Oſſian entfiel dem Gedächtniſſe des Kaiſers immer mehr: in den polniſchen Wäldern dachte er nicht mehr daran, und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade. Es war die zweite Periode ſeiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldſpekulationen und Verſchwörungen hinbrachte. Er hatte den ruſſiſchen Feldzug den Anfang des Endes genannt, und war früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab ſie den Bourbonen. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, welche um die Wiege des Kindes Reichſtadt würden geſtanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil ſeine Entſcheidungen ohne Berechnung ſind und nichts ſichrer, nichts die Papiere der Börſe beherrſchender iſt, als ein nicht gefahrloſer Friede, ein Friede mit etwas Beſorgniß und viel Diplomatie.

Talleyrand fing jetzt an, von Prinzipien zu ſprechen, und dieſe Prinzipien waren für ihn die Bourbons. Er hatte ihnen ſeit dem polniſchen Feldzuge viel Dienſte geleiſtet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretiſch und praktiſch, wie nothwendig jetzt die weiße Kokarde wäre. Der Kaiſer von Rußland ließ ſich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht ſein gegen Talleyrand: die Reſtauration der Bourbone war ſeine glänzendſte That. Er bot alle Mittel auf, um dieſen prekären Thron zu ſichern, und die Ereigniſſe brachen ſo ſeltſam herein, daß er jetzt ſogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Reſtauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbonen ſo kühne Vortheile, daß Louis XVIII. ſelbſt davor erſchrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbone populair zu machen; wodurch konnte es ihm beſſer gelingen, als durch die Oppoſition gegen die Fremden? Ja er ſcheute ſich ſogar nicht, von einer Waffenentſcheidung zu ſprechen. Louis zitterte vor dieſen guten Dienſten, Talleyrands Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angeſteckt, und die dritte

Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab ſeine Entlaſſung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer. Es verſtrich ihm die Reſtauration unter Witzen, Titeleroberungen und Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten ſich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieſer das Wortſpiel, jener das Impromptu, dieſer den vorbereiteten Hieb, jener wollte geiſtreich, Talleyrand nur beißend ſeyn. Louis hätte Talleyrand gern aus Paris gehabt; wie oft ſprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geſchäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach Gent zu fragen, oder hinzuwerfen, welch ſchönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte ſchweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Reſtauration. Er ließ ſich oft in der Pairskammer ſehen, und las trefliche Diskurſe ab, die die böſe Nachrede fremden Federn zuſchrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe ſich ein Geſchäft nie ſoll entgehen laſſen, nemlich das, ſich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anſtrengung, ohne Ambition, und ſeine Reden gegen die Cenſur und dem ſpaniſchen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde, Freunde aus der Mittelklaſſe, die Alles von der beſten Seite anſehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zu der Konſpiration Orleans gehörte. Doch mußte er Louis Philipp lieben, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrſchaft. Er konnte ſie am beſten beim Auslande repräſentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Kabinetten bekannt; man lächelte und erkannte ſich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrſchaft ein moraliſches Gepräge, gleichſam die Beruhigung, daß ſie nicht anders ſeyn werde, als die frühere. Es waren dieſelben Manieren, nichts hatte ſich verändert. Talleyrand war gleichſam beſtimmt, wie glattes Oel die anarchiſchen Wogen der Revolution zu beruhigen; er machte die Revolution von 1830 ſo ordinair wie jede andere Staatsveränderung, er ließ ſie, die flog, erſt gehen lernen, machte den Enthuſiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantiſche Erzieher der jungen Franzoſen des Julius, deren unkluge Streiche er ſich bei den auswärtigen Mächten zu entſchuldigen erbot. Es liegt die Selbſtgefälligkeit des Alters in Talleyrands jetzigem Auftreten. Es ſind die Schwierigkeiten eines alten Geſchäftmanns. der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand ſcheint die Diplomatie zum Selbſtzwecke machen

zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er iſt alt, ſteinalt, der erſte Kanonenſchuß brächte ihn in Vergeſſenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er ſchuf die Hauspolitik Louis Philipps, und er iſts, der die Deviſe trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand iſt achtzig Jahre, ſeine Augenhöhlen werden immer dunkler, er ſieht geſpenſtiſch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zuſammen. Wie viele Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch ſingen? Was wollt Ihr nun mit dieſem Leben beweiſen? Daß es ein Kunſtwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und läugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erſchuf ſich ſeine Schikſale nicht ſelbſt, er machte die Ereigniſſe nicht. Denkt Euch andere Umſtände, und immer werdet Ihr wiſſen, was Talleyrand unter ihnen geweſen ſeyn würde. Louis XIV. hätte in ihm einen vortreflichen Geſchäftsmann gehabt, der auf Ambaſſaden durch ſeine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch ſeinen Witz geſiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht einmal Mazarin geweſen; zwiſchen der Fronde und Ligue, zwiſchen Heute und Geſtern wäre er erdrückt

worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um ſowohl Partei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbſchaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrands ſechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden unter ſeinen Umſtänden; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, ſie ſchwören zu müſſen. Eine beſondere Weltanſchauung blickt aus den aufgezählten Schickſalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die ſich immer an ihrem Orte erproben konnten. Talleyrand philoſophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menſchlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewiſſen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur gewiſſermaßen. Er ſog das Mark ſeiner Umgebungen aus, er abſorbirte Entſchlüſſe, Intereſſen, Beſorgniſſe, ſelbſt den Verſtand der Außenwelt und verwandte Alles zu ſeinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht Alles Betrug, was mit einer Nichteinlöſung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Abſicht des Gegners in Anſchlag, und wußte, daß Einer von des Andern Leben zehre. Warum denen Wort halten, philoſophirte er, die jeden Augenblick bereit ſind, dich

ſelbſt zu betrügen? Die Ereigniſſe entſchuldigten bei ihm Alles; nur das eine glaubte er dem Himmel ſchuldig zu ſein, daß er ihnen nicht unterliege. Der Egoismus war ſeine Religion; er kreuzigte ſich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine Maximen, welche man ſogar erhaben nennen könnte. So hütete er ſich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächſten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, ſo konnte er ſogar ſo großherzig ſeyn, z. B. gegen die Einrichtung einer Pairskammer zu ſtimmen, obſchon ſie ihm für den Augenblick eine köſtliche Würde gebracht hätte. In ſolchen Augenblicken erhob ſich ſeine Geſtalt, ſeine Worte wurden edler und der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe ſchien ſich um ſein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht geizig nach ſolchen Augenblicken. Er ſuchte ſie nicht abſichtlich, und begnügte ſich damit ſeinen Zweck zu erreichen, ſelbſt wenn man die Mittel in Abrede ſtellen mußte. Er erſchrak vor dem Jeſuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that dies Alles ohne Prinzip, ohne Syſtem, ohne feſte Maxime. Eine feſte Maxime hatte er, und die ſchloß alle übrigen ein; ich habe ſie ſchon erwähnt, es war

die, ſoviel Geld als möglich zu erwerben. Talleyrands politiſche Laufbahn würde anders ausgefallen ſeyn, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, ſie mit Schulden anzufangen. Es ſcheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauſes, das Talleyrand immer verſuchte, ein trügeriſches iſt. Doch ſtürzte ihn ſein Exil in große Verlegenheit, er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren, und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutſche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Direktoren bringen ſollte. Im Konſulat aber und während der Kaiſerherrſchaft häuften ſich die Reichthümer. Napoleon war höchſt freigebig, war es ſelbſt dann noch, wenn ſich Talleyrand, der ſchlechteſte Wirth, plötzlich wieder um ein geſammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börſe machte der Miniſter das meiſte Glück. Unklar ſind die Geldmachinationen geblieben, welche er mit dem Friedensfürſten von Spanien trieb; doch ſcheint hinter ihnen wiederum ein ſehr leichtes Gewiſſen zu ſtecken. Talleyrand war ſtets in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er ſein Haus, ſeine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papſt für ſein Fürſten=

thum Benevent mehrere Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbonen waren weniger freigebig; ſie hatten nur Orden und feudale Titel zu verſchenken. Talleyrand war gezwungen, ſich an der Börſe zu entſchädigen. Sie iſt noch bis auf den heutigen Tag ſeine rechte Hand, die Hand, welche zahlt. Die Politik dient ſeinem Intereſſe; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelt er den Völkern ihre Schickſale zu. Talleyrand würde vielleicht nicht ſo oft Wort und Schwur gewechſelt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er ſagte: es iſt ein Unglück, daß man leben muß! ſo hieß dies: es iſt ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann! Man iſt gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Prinzip für die franzöſiſche Politik unterzuſchieben, das gleichſam das Fundament aller ſeiner Unternehmungen geworden wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch iſt dieſe nicht ſo alt; ſie fing erſt nach der zweiten Reſtauration an. Als republikaniſcher und kaiſerlicher Miniſter kam er ſchwerlich in Verſuchung ſie anwenden zu wollen. Der Haß jenſeits des Kanals ſchien unauslöſchlich. England fürchtete die Vermehrung ſeiner Schuld nicht, um ſich dieſem blindlings hinzugeben. Doch iſt es wahr, daß Talleyrand früh die geheimen Spring=

federn kennen lernte, welche die britiſche Politik in Bewegung ſetzen. Er verſtand die Zuſammenſetzung des Parlaments und den hohen Werth zu ſchätzen, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes legen mußte. Sein feiner Takt ließ ihn früher ſchon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, der Wellington angehört, für England haben würde; er machte Napoleon ſchon zu guter Zeit darauf aufmerkſam, daß man ſich durch eine Huldigung, dieſem Geſchlechte dargebracht, der britiſchen Politik in etwas bemeiſtern könnte. Was Napoleon damals ausſchlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zuſammenſetzung der Allianz, ſchied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, ſehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben. Er bediente ſich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu ſchwach war auszuhalten. Talleyrand verſpielte die Gunſt Louis, den perſönliche Eiferſucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexanders auf, der ihn auch ſtürzte. Nach der Juliusrevolution nahm er ſeine Politik da wieder auf, wo er ſie vor funfzehn Jahren ſtehen laſſen mußte. Er bemühte ſich, jede ſich verwickelnde

Frage in Englands Intereſſe zu ziehen, und auf faſt indirektem Wege ſo den Nutzen der franzöſiſchen Allianz nachzuweiſen. In der That ſollte man glauben, Talleyrand ſei kein Geſandter in London, ſondern ein engliſcher Miniſter. Indem er Frankreich ſcheinbar bei Seite läßt, zwingt er England zu alle dem, was das Pariſer Kabinet thun zu müſſen glauben dürfte, entweder beizuſtimmen, oder die gleiche Verantwortlichkeit oder gar die Initiative zu übernehmen. England, das zögerte ſich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer engliſchen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Koburg betrieb; in Sachen des Orients ſchürt er den engliſchen Ehrgeiz, und zwingt das Miniſterium, mit Noten und Demonſtrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß ſich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beſchränken ſoll, die engliſche zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es verſuchte, auf eigne Verantwortlichkeiten in ſein Miniſterium etwas Selbſtſtändigkeit und Ehre zu bringen. Die Quadrupelallianz ſoll durch einen coup de main in Madrid entſtanden ſein, und der lange Anſtand ihrer öffentlichen Bekanntmachung ſcheint dieſen Urſprung

glaublich zu machen. Doch müſſen dieſe Dinge ſich anders verhalten, denn die Lage der pyrenäiſchen Halbinſel war keine ſolche, die erſt über Nacht entſtand; ſie ließ ſich lange vorherſehen, und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt ſein. Das Interventionsrecht, welches dieſer Allianz zum Grunde liegt, ſcheint vielmehr das Tageslicht etwas geſcheut zu haben, und nahm, um ſich beſſer verantworten zu laſſen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine in London getroffene Verabredung. Wir können dieſe Darſtellung nicht verlaſſen, ohne noch zum Schluß die Frage auszuwerfen, ob Talleyrand ſich noch in dem Bereiche der Territorial- und Gleichgewichtsintereſſenpolitik bewegt, oder ob er es anerkannt hat, daß die völkerrechtlichen Beziehungen ſich immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Syſteme des Stillſtandes oder der Bewegung herausſtellen? Wir bezweifeln das Letztere. Talleyrand iſt nicht gewohnt, in der franzöſiſchen Revolution ein Prinzip zu ſehen; ſie iſt ihm nichts als eine Kataſtrophe. Talleyrands erſtes Geſchäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, welche ſich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müſſen, hielt er im Beginne

auf, und zwang ſie, in das Gleis des alten betrügeriſchen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts, wie Belgien zur Genüge beweiſt. Er betreibt die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil ſie eine Frage der Suprematie ſind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert ſein wollen, und weil ihm nichts paſſender ſcheint, um Oeſtreich von der nordiſchen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten Balance ſein Meiſterſtück erreichen, wenn er Oeſtreich vermögen könnte, wieder ſeiner alten engliſchen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitet an etwas Unmöglichem. Die feinſte Kombination der Diplomatie zerſtört in unſerm Zeitalter ein Augenblick. Unſre jetzige Periode der Legationsſekretaire kann nicht lange dauern; denn die alten Kunſtgriffe, dieſe zierlichen Fechterſtücke der Parade, hauen ja doch, wie Menzel ſagt, die Rieſen durch. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand ſein Vaterland an England verräth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus ſeiner Politik? Es hat Ehre genug, „den Frieden um jeden Preis“ keinen Vortheil zu nennen. Talleyrands Politik iſt ein leeres Würfelſpiel. Er ſpielt mit den Mächten, wer die meiſten Augen hat; aber

er ſollte ihnen zeigen, wer die meiſten Arme hat. Talleyrand iſt zum erſtenmale genügſam geworden. Er ſpielt nicht, um zu gewinnen, ſondern um den Einſatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Partie wagt. Der alte Mann will das Heft nicht aus den Händen laſſen, ſelbſt wenn er damit nur in die Luft ficht. Seine Gegner verſtehen ihre Sache und ihre Zeit beſſer; wer könnte läugnen, daß ſich die nordiſche Allianz auf einem höchſt realen Boden befindet? Sie ſteuert ſicher ihrem Ziele zu, ſie hat ihre Kanonen, ihre Koſaken, ihre Prinzipien, ihre Tendenz. Talleyrand hat mehr Gewandtheit; aber es iſt nur ein Augenblick, wo der Witzige dem Starken überlegen iſt. Talleyrand hat kein Ziel; denn Frankreichs Sache verſteht er nicht: er iſt nicht Repräſentant der Revolution, ſondern nur der Perſonen, welche zufällig in ſie verwickelt ſind. So iſt er nur gemacht, dem eignen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten. Aber wie bald wird ſich in der Halle von Valençay ein ſchwarzer Katafalk erheben.

Martinez de la Roſa.

Digitized by Google

Die leichtfertigen Franzoſen übertreiben, wenn ſie in Don Franzisco Martinez de la Roſa nichts gelten laſſen wollen, als die Talente eines Theaterkoſtümiers. Es iſt wahr, er lieferte ein lächerliches Meiſterſtück der Poeſie, als er das Koſtüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der ſpaniſchen Freiheit ihre Rolle als Deputirte ſpielen ſollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorſchrieb, mit ſeinen feudalen Schleifen, ſeinen idylliſchen Bändern, dem Peruaniſchen Falbala koſtete mehrere Tauſend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen ſolchen Aufwand zu machen, zögerten zu erſcheinen, und es hätte leicht geſchehen können, daß durch die Rückſicht auf die Schneider von Madrid die ganze ſpaniſche Konſtitution auf Monate eine Täuſchung geworden wäre. Doch beſitzt Martinez de la Roſa ehrenwerthe Eigenſchaften, Talente und

Präzedentien, welche den Novelliſten und Dichter für das Parterre vergeſſen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Roſa ſich eine große Aufgabe geſtellt hat. Das Beiſpiel, welches er giebt, iſt nicht einzig, aber doch ſelten. Die Geſchichte ſträubte ſich immer, Männern, welche gewohnt ſind, im Reiche der Phantaſie zu leben, ein irdiſches Portefeuille anzuvertrauen. Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke nur auf König David, Arthur vom Nordſtern und Chateaubriand. Selbſt Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Iſai's, ſang ſchon als Miniſter Sauls. Er vertauſchte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verſtand im Palaſte, wie in den Höhlen der Gebirge ſo den Dichter mit dem Premierminiſter zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben iſt, ob er mehr durch jenen oder dieſen auf den finſtern, tragiſchen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürſten „auf der Menſchheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poeſie koſtete kein Studium, Alles war Inſtinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man ſelten auf ſolche, welche ſchon angeſchoſſen waren.

Es iſt wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philiſtern: aber eine ganze Völkermaſſe von Proſa iſt leichter zu beſiegen, als wenn ſich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt koſtete ſein Ruhm keine Mühe, ſeine Zukunft keine Gegenwart, ſeine Unſterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetiſche Miniſter Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von ſeinen Geſchäften verſäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenoſſiſcher Dichter einen Tag, und Alles, was ſich in einem Tage verſäumen läßt, ſetzen muß. Dies hat unſre Zeit ſo mißtrauiſch gegen Miniſter gemacht, welche mit dichteriſchen Talenten begabt ſind. Eine Ungerechtigkeit iſt eingeriſſen gegen Etwas, was ſich doch mit unwiderſtehlichem Drange in die Seele wirft, was der ſchönſte Begleiter einer dornenvollen Laufbahn iſt, und auch einen Miniſter tröſten kann, nach den ſauern Stunden, welche eine Ständeſitzung, ein theilnahmloſer Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn koſtet. Warum ſoll dem erſten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum ſoll er kalt bleiben,

wenn die Lerche ihr Morgenlied ſingt? Warum ſoll ihm überhaupt der Himmel verſchloſſen ſeyn? Die grauſamen Franzoſen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter iſt! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten ſeines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotiſchen und talentvollen Mann erkennen laſſen. Geboren wurde Martinez de la Roſa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutſche zu ſeyn, auf einen Moment vergeſſen könnt, ſo beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada ſtehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, deſſen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit ſeinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten mauriſchen Sagen umflüſterten den Knaben, wenn er beim Spiele ſeinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie ſich die großen Emire der Wüſte aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorleſen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieſes ſchönſte Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im ſchweigſamen Hofe und fühlte, wie ſich frühe die Gabe der Weiſſagung und

ſchönen Rede auf ſeine Lippen legte. Aber nicht Alles iſt verſchwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der mauriſchen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit ſeinen Geſpielen anſtellen, ohne daß jene die Zegris, dieſe die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimenſionen des Palaſtes Karls V. lernte er die Geſchichte des Vaterlandes, die Univerſalträume des ſpaniſchen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinands und Iſabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquiſition eingeſetzt wurde. Hier konnte ſich früh die Seele an einen mächtigen Flügelſchlag gewöhnen, ſo daß die mönchiſche Erziehung des ſpätern Alters zwar Vieles dem Wiſſensdurſte verweigern durfte, aber nichts nehmen, was ſchon da war. Martinez war reicher und angeſehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab ſich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft hin. Das Syſtem der Reformen Karls III. ließ ſich in Spanien durch eine Herrſchaft der Günſtlinge und Ehebrecher nicht ſogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädiſchen Aufklärung, von dem philo-

ſophiſchen Enthuſiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was ſich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundſätzen der franzöſiſchen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die ſpäterhin in der Geſtalt des Liberalismus als eine politiſche Macht auftrat. Martinez warf ſich in dieſen Strom der Tendenzen und ließ ſich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynaſtie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchiſchen Kampf von Intereſſen, wie ſie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerſtreitender geweſen ſind. Doch machte ſich die gute Natur durch dieſe Verwirrung Platz, der Inſtinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergeſſen, und von zahlloſen ſich durchkreuzenden Leidenſchaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzoſen. Die Cortes von 1808 traten zuſammen, und Martinez de la Roſa nahm unter ihnen den Platz ein, der ſeinen Talenten und Kenntniſſen gebührte. Er theilte die Schickſale dieſer Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er ſich zu irgend einer Nüance dieſer patriotiſchen Verſammlung bekannt hat, wiſſen wir nicht, glauben aber, daß ihn

die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredteſten Fürſprecher ſtanden. Noch gab es keine Doktrinairs, noch hatte die Exaltation durch geſcheiterte Plane ſich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überſteht, den Servilismus. Martinez reihte ſich den glorreichen Rednern dieſer Periode an, welche durch ihre glänzende Beredſamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen. Die Reſtauration Ferdinands machte allen dieſen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zerſprengt, der Rückkehrende begrüßte ſein treues Volk mit Schaffotten und Proſcriptionen. Martinez de la Roſa wurde nach der afrikaniſchen Küſte verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er ſcheint ſich während dieſer Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag ſich bemüht haben, Spaniens Schickſal in ein Reſultat zuſammenzufaſſen, und philoſophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über ſie ſtellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schickſal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konſpiriren. Feſſeln entnerven: man ſage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenſchaft noch für

ſich gut ſteht! Martinez wandte ſich verzweifelnd von den politiſchen Kombinationen ab, und dichtete ſeinen Morayma. Die Sehnſucht des Verbannten trug ſeine Phantaſie in die poetiſchen Erinnerungen Granadas, aber ſo gefeſſelt waren ſeine Gedanken an die Schickſale des Vaterlandes, daß ſein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten mauriſchen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron beſteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Perſönliches Intereſſe ſchürt die Leidenſchaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Caſtilianer ſteht vor den Thoren. Der König iſt ſchwach und weil er zwiſchen beiden Parteien in der Mitte ſtehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er ſeine Krone verdankt. Hier ſind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzoſen. Hier aber auch ſchon der Gefangene von Ceuta mit ſeinen Grillen, die er mit den Muſcheln am afrikaniſchen Strande aufließt; denn er ſieht in Allem, was der Hebel ſeines Dramas iſt, perſönliche Leidenſchaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo ſie zum Siege ſeiner Partei unerläßlich iſt, und haßt den Tumult der Maſſe. Wir ſehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkeh-

ren. Er der auf einem, faſt möchte man ſagen, geſchichtlichen Wege unter die Oppoſition gekommen iſt, findet ſich jetzt umringt von Männern, die erſt durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den conſtitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erſtaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein Syſtem geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwiſchen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erſte Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Kataſtrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Roſa's glänzendſte Periode. In den drei Cortesſeſſionen dieſer Zeit galt er als einer der vorzüglichſten Redner, der mit Galiano und Auguſtin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erſter Antrag ſtand noch unter den Eindrücken ſeiner Gefangenſchaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikaniſche Küſte aufgäbe, und ſie an den Kaiſer von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Miniſter auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchſtreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen beſäßen,

ein Antrag, den Graf Toreno unterſtützte, und ziemlich reformatoriſch zu einem rein politiſchen machte. Ja, er ſprach ſogar für die Geſchwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geſchenk waren. Er nahm ſich lebhaft der Joſephinos an und bewirkte eine Amneſtie für ſie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er ſein Talent und ſeinen Patriotismus zeigen konnte. Doch ſprach ſich ſeine ſpäterhin prononzirte politiſche Nüance gleichfalls allmählich aus. Viele ſeiner Meinungen waren gegen die politiſchen Klubbs gerichtet, und als am 4. September 1820 dieſe Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwiſchen Martinez de la Roſa, Moscoſo, Garely und Toreno, die ſich in unſern Tagen wieder erneuert hat. Martinez ſagte damals: „Es iſt nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politiſchen Schranken zu ſetzen;" ein Satz, der erſt dann wahr iſt, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der ſeine jetzigen Reden auf der Miniſterbank ſo unverkennbar charakteriſirt, zeigte ſich auch damals ſchon: Martinez diſtinguirte gern und zog ſich, wie alle politiſch Zaghaften, auf die Phraſe zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite anſehen müſſe. Sein

Widerſtand gegen eine Entſchädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perſer" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schluſſe der Sitzung von 1821 das Repreſſivgeſetz Toreno's, welches er eifrig unterſtützte. Das Volk ſtürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hauſe auch das des erſchrockenen Dichters, der hier Scenen aus ſeinen Tragödien wiederkehren ſah. Nichts deſtoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zuſammenſetzung dieſes neuen Miniſteriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlaſſenen Cortes gebildet, die ſich durch ihren Servilismus dem Volke ſo verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ſelbſt ihr Präſident. Martinez, der ſich ſchon lange an die miniſterielle Phyſiognomie gewöhnt hatte, fand in ſeiner neuen Würde, für die ſeine Uneigennützigkeit ſich nicht bezahlen ließ, einen ſchwierigen Stand. Der Kongreß ſaß drohend in Verona, die Glaubensarmee organiſirte ſich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konſpirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royaliſtiſche Tumulte aus. Und dennoch ſchien

dem Miniſterium dieſe Gefahr geringer, als die, welche im Lager ſelbſt drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müſſen als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufſätze der Zuriaga und des Terzerols beſchäftigten die Miniſter mehr, als die Fortſchritte, welche die Inſurrektion der Miſa, Jaimes, Zabala und Queſada machte. Man kann das Miniſterium des Martinez de la Roſa von jener Zeit das Direktorium der ſpaniſchen Revolution nennen: der Moderantismus deſſelben, welcher nicht durch vorangegangene, ſondern parallele Ausſchweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umſtänden nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um ſich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteſte Maßregel, um die ſpaniſche Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel faſſen wollte, ſo arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beſchlüſſe derſelben geſetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverſtändniſſes, und ſeine Hymne, mit der er das Heer von

Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter ſolchen Umſtänden war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich ſcheint, wenn das Miniſterium mit Aranjuez unterhandelt haben und in ſeinem Haſſe gegen die Demokratie ſo weit gegangen ſein ſollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene beſiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für ſeinen guten Willen zeugte. Er ſandte ſeinen Freund Toreno (Toreno iſt Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botſchafterſtelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marſan, die ultraroyaliſtiſche Coterie des Grafen Artois, und das Aſyl aller ſpaniſchen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem franzöſiſchen Geſandten Lagarde in Madrid, den man beſchuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorſchub zu leiſten. Ja als das feindſelige Benehmen der franzöſiſchen Regierung, die Unterſtützung, welche ſie den Inſurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete ſich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechſel mit Martinez ſeine Päſſe ver=

langt. Auch hielt der Miniſter darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dis iſt der einzige energiſche Akt während ſeines Amtes, der aber am deutlichſten ſeine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entſcheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an dieſem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlaſſenen Cortes wurden vom Magiſtrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauſes aus der franzöſiſchen Revolution übernahm, erſetzt. Die aufrühreriſchen Garden mußten im Pardo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana ſo zu nennen) das Gewehr ſtrecken. Auch das Miniſterium war geſprengt. Es iſt kaum glaublich, daß daſſelbe mit dem Aufruhre in Verkehr geſtanden habe. Es war von dieſem Ereigniſſe ſo überraſcht, wie die Nation, ein Beweis für ſeine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine ſo zweideutige Rolle ſpielte. In der Nacht vom 7. zum 8. ſaßen die Miniſter wie gefangen im Palaſte, alle Ausgänge waren beſetzt, und in dieſer Verlegenheit mag Martinez die politiſche Laufbahn ver=

wünſcht, und ſich nach dem ſtillen Umgange mit den Muſen geſehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die ſiegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Miniſter für das Geſchehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Miniſterium aus alten Trümmern früherer, die ſchon geſcheitert waren, zu bekommen, ſo fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, ſich allmählich ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Abſolutismus in Spanien zum Zweitenmale reſtaurirt. Die franzöſiſchen Bajonnette ſetzten Ferdinand in ein **plein pouvoir** ein, das er auch zunächſt gegen die Anhänger der Konſtitution, die er ſo oft falſch beſchworen hatte, in blutige und konfiskatoriſche Anwendung brachte. Martinez de la Roſa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proſcribirten über die Pyrenäen.

Die ſieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab ſich literariſchen Beſchäftigungen hin, welche immer politiſche Leiden am leichteſten vergeſſen machen. Mit ſeinen Landsleuten geſpannt, ſchloß er ſich ſelbſt von ihren Konſpirationen aus, dichtete, äſthetiſirte und ſammelte ſeine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot

gedruckt worden ſind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragiſchen Kothurs eines Corneille und Racine. Man würde ſich täuſchen, ſuchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten ſpaniſchen Theaters. Er iſt als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, ſein Dialog ſind Wechſelreden nach den Grundſätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla ſchrieb, den Moraÿma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moraliſchen, kalten Tendenzen, ſteifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß ſeine Perſonen handeln, erzählen ſie; ſie reflektiren über das, was ſie thun ſollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verſchieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In ſeinen Unterſuchungen über die ſpaniſche Poeſie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Grenada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona verſetzt. Er ſieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derſelbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakesſpeare die Vorwürfe, welche vor ihm ſchon Voltaire machte. Nichtsdeſtoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetiſche Ader eine neue

Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klaſſiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und ſeine ſpätern Produkte bezeugen, daß er in ſeiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beiſpiel! Martinez mochte ſeine Extravaganzen haſſen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht ſchlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus ſeinen alten Anſichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe ſich ſo bald zur Ruhe! Er wird niemals mit ſich zufrieden werden, und von ſeinem Nächſten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem franzöſiſchen Theater in Berührung, Scribe überſetzte ein Luſtſpiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingeriſſen und verſuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntniſſe die Muſe heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich beſſer: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Proſa auf. Die Sprache iſt friſch, leidenſchaftlich, bilderreich; die Scenen ſind nicht übermäßig ausgemalt, ſondern ſie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verſchwörung von Venedig, demſelben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der

den Dichter als Miniſter in Verlegenheit ſetzte, geht Martinez in der Verehrung des franzöſiſchen Theaters ſogar noch weiter. Er verſchmäht nicht mehr den Pomp und die Kunſt der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schauſtücken der Art, von denen Schlegel ſagt, ſie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, ſo wolle man wiſſen, daß Martinez de la Roſa auch dieſen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des ſpaniſchen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müſſen. Inzwiſchen zogen ſich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem ſpaniſchen Horizonte weg. Die Herrſchaft des Beichtſtuhls wurde durch die des Alkovens zerſtört. Ferdinand ſtürzte durch demagogiſche Umtriebe das falſche Geſetz, und er ſah ſich nach Menſchen um, die ſeine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte ſich, und die am wenigſten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amneſtie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten ſchon ſeine Exequien gehalten, er hörte mit ſcheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man ſich in die Herr-

ſchaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa ſein Todtengericht hielt. Er hatte ſeinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit ſeinen alten Gegnern Friede zu ſchließen, um ſie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Roſa war in keinem der Komplotte gehört worden: welche die Sicherheit der zweiten Reſtauration geſtört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelaſſen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, ſondern ſeinen Werken galt. Marie Chriſtine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, ſie bewunderte die kleine weiße Hand, die ſo artige Reime und Gedanken zuſammenfügte, ſie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus ſeinem Munde fallen, ſie ließ ſich von ihm Aeſthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieſer auf die Politik überſprang. Es bildete ſich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth ſich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht ſtöhnte, rechts die kleine Iſabella in ihren Windeln ſchrie. Marie Chriſtine von Neapel iſt keine Heroine, ſie fürchtet ſich vor dem Er-

eigniß; ſie hat nichts, als einige kleine Leidenſchaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt ſeyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn ſie Rizio Munnoz beglückte, und ſoll bald das Teſtament Ferdinands vollziehen, Miniſter wählen, Takt haben, die Garde defiliren laſſen, und kriegeriſche Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtiſch, wenn nicht Martinez de la Roſa mit ſanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr ſtünde. Marie Chriſtine iſt durch ihn eine ſchöne Seele geworden. Er lieſt ihr die Dekrete wie Stellen aus ſeinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantaſtiſches Kleid, er macht die Zuſammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derſelben ihr ſo viel architektoniſche Riſſe vorgelegt, daß ſie durch Auswahl des ſchönſten ihren Geſchmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig ſind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorſchrieb! Sie erſchien mit ihrem Kinde, wie einſt Fredegunde mit Clothar vor den Franken; ſie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeſchrieben; alle dieſe Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ ſie nur Rizio und Martinez in la Granja ein,

ſie beſchied ſich, nichts als das Unentbehrlichſte um ſich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und ſetzte keine Preiſe aus, um eines Judas Iſchariot Deuz willen. Dies iſt das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Roſa geſchloſſen hat. Inzwiſchen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation ſeine miniſterielle Miſſion. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten ſeinen erſten Lauf, doch entledigte er ſich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konſtitution, das Eſtatuto real iſt ſein Werk. Er verſuchte es, den Zwieſpalt Spaniens zu verſöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte ſo viel von ſeinem guten Willen, daß er ſelbſt das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juſte Milieu abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen ſchlechten Cours, er iſt eine Illuſion in Zeiten wo alle Lebensäußerungen mit ſcharfen Rändern und Kanten gezeichnet ſind. Der gute Wille war keine Garantie für ein ſo mißhandeltes Volk, das gezwungen iſt, nur in ſeinen Erinnerungen, d. h. in ſeiner Rache zu leben. Man hat für Alles in

Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abſtimmungen, alte Fehler, da iſt nichts vergeſſen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in ſeine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus iſt eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngſte franzöſiſche Geſchichte noch neue geſtellt, und allgemein wird das gegenwärtige Miniſterium doktrinär genannt. Vor der Zuſammenberufung der Cortes ſagte man, Martinez würde ſeine Entlaſſung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünſchte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaſchement; denn Toreno iſt Martinez alter Leidensgefährte, nur iſt er ſchneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir ſind am Ende unſrer Darſtellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognoſtikon. Selbſt die Oppoſition läßt der parlamentariſchen Fähigkeit des Miniſters Gerechtigkeit werden. Es iſt wahr, ſeine Reden zeichnen ſich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in

Spanien nicht anſtößig zu ſein ſcheint, Deklamation und Geſten zu dieſen Worten hiuzukommen, ſo müſſen ſie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch ſeine Zwiſchenreden, ſeine Einwände, das, was man den parlamentariſchen Dialog nennen könnte, ſind pedantiſch, mit Logik beſtäubt, ſie ſind penibel, und verrathen den Kleinmeiſter. Martinez de la Roſa iſt immer zur Hand, wo es eine Diſtinktion gilt, er liebt es, am Unweſentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Unterſuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn ſtürzen muß, iſt zuletzt weniger die Form, als der Inhalt ſeiner Diskurſe. Ich glaube, er iſt in ſeinen Handlungen weniger vorſichtig als in ſeinen Reden. Er gleicht den deutſchen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn ſie nicht für alles gleich Beiſpiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzuſehen. Martinez de la Roſa hat ſich aus der Geſchichte der Revolutionen ſo viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abſtrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts ſetzen kann. Bald ſchwebt ihm der Konvent vor, bald die franzöſiſche Journaliſtik, bald weiſt er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es iſt eine Gelehrſamkeit, die ihn erſticken muß. Wäre die

Kammer nicht ſelber ſo naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit ſo vieler Angſt, ſo ſcheu und beſorglich auf, ſo müßte der Pedantismus des Miniſters längſt durchgefallen ſein. Wir wiſſen auf die Länge nicht, was Martinez de la Roſa ohne Majorität für Spanien thun will. Es iſt wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität geweſen ſein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage ſich günſtiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenſchaftloſen Revolution fortſchleudern, und nicht bald den Sturmſchritt ſchlagen laſſen? Wird endlich die Inſurrektion, dieſer unerträgliche Widerſpruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müſſen? Außerordentlicher Maaßregeln iſt das jetzige Miniſterium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweiſt, daß die Vendee ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Dieſe praktiſche Freiheit aber kann Martinez de la Roſa, an die Freiheit der Kouliſſen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Pallaſt der Regentin treten, das königliche Kind mit ſeinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufſuchen, um in ihrem Schatten die flüſternden Laute der Natur zu belauſchen, welche nur ein Dichter verſteht.

Chateaubriand.

Wenn man ſich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Winterſonne, denken kann, Martinez de la Roſa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, geſetzten Zügen, und einen goldnen Ring an dem zarten, poetiſchen Schreibfinger, ſo gibt es für Franz Auguſt Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorſtellung, als die des Jünglings.

Wer glaubt es, daß Chateaubriand ein alter Herr iſt, der in wenig Jahren ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag feiern wird? Er, den wir uns noch immer von etwas phantaſtiſchem Aeußern denken, als den letzten Kreuzfahrer, der nie ſtirbt, immer bereit, noch mit neuen Epochen der Geſchichte in Kolliſion zu gerathen, ein junges Mädchen zu beſingen und Thorheiten zu begehen?

Ihr werdet wenig Menſchen kennen, welche mit ſo viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand hat die unverwüſtliche Phyſiognomie der Naivetät, die

er mit ins Grab nehmen wird. Er blieb ſich immer gleich, ein ſchüchterner junger Menſch, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überraſcht von Allem, ohne Vorausſicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig und ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand iſt ein Greis geworden, ohne ein Mann geweſen zu ſein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er ſeine Erfahrung für eine feindſelige Macht, die ihn überall enttäuſchte. Alles, was ihm geſchah, hielt er für eine Vorbereitung, und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen werde, wo er von ſeiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Aber darüber iſt er alt geworden, ſeine Jugend hat bis an ſein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters geweſen ſeyn, ſo müßte ſeine Verzweiflung jetzt tragiſch und des tiefſten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt dieſen Widerſpruch nicht: es gibt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte; er lebte ohne Plan, er hatte das ſonderbare Schickſal, immer zu ſpät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas beſeſſen zu haben; er iſt oft gefallen, ohne daß er je aufrecht ſtand; man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das iſt es: Chateaubriand erwartete nichts; man verſprach ihm nichts, man ſchmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es iſt niemals Jemand mit ſo wenig Opfern unglücklich geweſen; wenn er fiel, ſo that er ſich ſelbſt am wenigſten wehe. Chateaubriand will ein Märtyrer ſeyn; er will neben den Opfern Diocletians und den eilftauſend Jungfrauen genannt ſein. Das iſt ein Scherz; aber lacht darüber nicht! Es iſt ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem ſonderbaren Greiſe noch zum Troſt übrig? Nennt ihn alſo Märtyrer, wenn er auch für Niemanden untergegangen iſt, als für ſich ſelbſt!

Wir haben Goethe gehabt; wir wiſſen, was hiſtoriſcher Indifferentismus iſt. Männer von den größten Geiſteskräften matteten ſich an kleinen Verhältniſſen, an geräuſchloſen Zeiten ab. Stürmiſche, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe, und da, wo die Stärkſten hätten ſtehen ſollen, ſahen wir Cretins. Männer von Genie ſind vor großen Ereigniſſen geflohen. Das Erhabene iſt vielfach verkannt worden, und nicht ſelten von denen, die ihm am verwandteſten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müſſen eine Stufe herabſteigen. Chateaubriand erhielt von der Na=

tur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten faſſen mußte. Er war ein junger Menſch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigenſinnig, er wußte noch nicht, worauf? Da er zögerte, ſo faßte ihn der Wirbelwind unſrer großen Zeitgeſchichte, und warf ihn aus ſeinem Strome heraus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädeſtinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, ſo wenig bedurfte ſeiner die Zeit. Aber ſeine Geburt, ſeine Verwandten und ſein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten hinein, in die er gar nicht gehörte. Die wichtigſten Dinge, Ereigniſſe, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine ordinäre Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Haſen, welche er in ſeinem Torniſter von Thionville trug. Für den jungen blonden Menſchen war die Zeit eine Familiengeſchichte geworden, in welcher ſeine Vettern und Großoheime die Hauptrolle ſpielten; kurz Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem beſtimmt.

Er ſah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte ſich gar nicht, ſie zu beſchämen, ja er würde ſie auch niemals überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die

Hand gegeben hätte, der mit ſeiner ganzen ſchreckhaften Einſeitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es iſt unerwieſen, wer ihm den erſten Anſtoß zum Chriſtenthum gegeben hat, die Wälder Amerika's, die Erinnerungen Pascals, oder eine Wiederholung jenes Blitzſtrahls, der einſt auf dem Wege von Jeruſalem nach Damaskus ein ſo großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen dieſen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottloſe ſeiner Schrift über die Revolutionen vorwarf, an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Geſangbuch, welches ſie auf der Flucht dort hatten liegen laſſen, erinnerte, und damit eine Präciſion der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn anfangs ſelbſt überraſchen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er beſtieg: er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatſchte mit der Peitſche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, als ſollte es da freſſen, tränkte es im Jordan, und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er ſchon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Chriſtenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre heran, als den Schmelz ſeiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Poſaunentone des Weltgerichts hätte ſprechen müſſen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich allenfalls Mode werden konnte, einen heiligen Ernſt hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man intereſſirte ſich für ihn etwas mehr, aber nicht viel, als für Abel Remuſat, der die indiſchen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verſtand; er verwechſelte das Chriſtenthum mit ſich, hielt ſich für unfehlbar und beging ſo viel Thorheiten, daß man ihn ſchnell bei Seite ſchob.

Jetzt aber ſaß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geſchäften; die Weltgeſchichte war bis an ſeine Antichambre gekommen, er hatte ſich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blaſen lernt, auf die Höhe der Zeit geſtellt; es kann nirgends ſo verworren ausſehen, als in Chateaubriands Kopf und in ſeinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieſer Spätling der Croiſaden ſich

ſelbſt nach ſeinen neuſten Unfällen ſchon in die Zeit zurechtgefunden hat. Fordre er keine neue Kolliſion heraus; ſie würde ihn unfehlbar in Verſuchung führen. Chateaubriand hat kein Geſchick für die Geſchichte. Goethe wollte ſeine Zeit nicht verſtehen; Chateaubriand verſtand ſie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern neulich der gutmüthige, oft kindiſche Plauderer Jules Janin, welcher eine Parallele zwiſchen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie ſie ſich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in dieſem Falle nichts iſt, als eine Tragikomödie derſelben, ein Roman, zuſammengeſetzt aus Gelächter und Thränen.

Wo iſt hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo ſind die Schlangen, die er ſchon in ſeiner Wiege erdrückte? Welche greiſe Seherin hat die Hand auf ſein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten gesegnet? Wie ſchwer wiegen wohl die Schilde, die er aus ſeinen erſten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieſer Maaßſtab paßt hier nicht; Chateaubriand kömmt erſt nach ſeinem dreißigſten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegaſus

mürbe reitet, mit der er auf Reiſen geht, die er apor-tiren lehrt, wie einen Pudel; zu einer Idee, die bald eine Chimäre wurde.

Wenn Ihr wollt, Chateaubriand iſt auch unglück-lich geweſen. Aber Ihr wißt, daß im Schmerz eine Wolluſt liegt. Chateaubriand, dieſe romantiſche Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für ſein Le-ben eine poetiſche Staffage, und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebſte zu ſein. Chateaubriand iſt nicht einmal ein ſolcher Märtyrer wie Lafitte; denn wenn er zwar ſo arm iſt wie dieſer; ſo war er auch niemals ſo reich wie Lafitte. Er ſtürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang ſtand, hatte er im Traume beſtiegen; wann hatte der kleine Kadet von der Goldküſte, der vor der Revolu-tion floh, daran gedacht, Miniſter zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte ſich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er ſich doch ſelbſt aus Frankreich, als die Bourbone nach Holyrood zo-gen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit iſt, ſich ſelbſt zu ſchneiden, und dann nicht einmal von Andern verbunden zu werden.

Nun, was iſt? Chateaubriand kokettirte ſo gut, wie Hr. von Holtei.

Beide kamen und gingen. Beide ſind nur flüchtige Gäſte, die wie der Vogel Alcyon ihr Neſt auf dem Meere haben. Beide machten ſich unglücklich, und da Niemand darauf ſehen wollte, ſchrien ſie; beide ohne Plan, und doch immer getäuſcht; beiden macht die Ruhe Langeweile; beide ſchlürfen zitternd, aber mit Wolluſt den Becher, den ihnen das Leben mit herbem Weine füllt. Beide werden ewig jung bleiben: Hr. von Chateaubriand wie ein Ritter des Mittelalters, wie ein Genoſſe des Artus, der den Graal geſehen hat; Hr. von Holtei wie Wilhelm Meiſter, etwas grämlich und frühreif, beide ſo verſchieden, wie der Genius des Chriſtenthums und die Wiener in Berlin, und beide doch, wer ſie kennt, ſelbſt im Aeußern, ſo ähnlich.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriands Leben wieder aufzufriſchen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim geſeſſen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Boſſuets,

welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Luſtigkeit und der Ausſicht, in ſeiner Lieutenantsſtelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen und geliebkoſet zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, ſchließt Freundſchaften, begleitet den König auf die Jagd, wo er einſt ſo glücklich war, daß Ludwig **XVI.** einige Worte ſprach, gerade in der Richtung, als hätte er ſie ihm ſagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Menſchen, der ihn zuweilen beſuchte, und in das Getriebe des Staates ſehen ließ, das ihm zu verſtehen ſehr ſchwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in ſeinem kaſtanienbraunen Rocke mit den großen Taſchenklappen und goldgeſponnenen Knöpfen, das Buſentuch mit Taback beſtreut, die Stutzperücke ſchlecht gekämmt und ſchief geſetzt, in die Wohnung des jungen Gardiſten **au quatrième** ein, ſprach von Staatsverhältniſſen, Revolution und böhmiſchen Dörfern, und gab dem Neffen, er war damals 25 Jahre, den Rath, den kochenden Veſuv der Hauptſtadt zu verlaſſen, und ein Meſſer zu vermeiden, welches für den alten Präſidenten und Roſenliebhaber ſchon geſchliffen war.

Chateaubriand erſchrak, und Malesherbes examinirte

den jungen Lieutenant, der eben Kapitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz ſie vereinigten ſich darüber, daß es gar kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktiſchen Amerika aus nach Aſien führte.

Chateaubriand, der eben in den Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzöſiſchen Blute ſeine Epauletts zu zeigen, der geſtern noch Freude daran fand, ſeinen Pudel abzurichten, ſprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte ſeinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, und Thränen der Freude erſtickten den perpetuellen Ausruf: die nordweſtliche Durchfahrt! die nordweſtliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigſtens einen Schatten davon; er verließ das kniſchende, murmelnde, bleiche Frankreich, und ſchiffte ſich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinhoſen, auf einem Spaziergange die nordweſtliche Durchfahrt ſuchen, er überlegt, er ſucht auf der Karte, er orientirt ſich; ſtört ihn nicht!

Chateaubriand iſt in Amerika, das ſich von ſeiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das ſich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft,

recht bürgerlich eine Pfeiſe anzündet, und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei ſich vorüberpilgern ſieht. Haltet ihn nicht auf; er ſucht mehr, als ihr; er ſucht die nordweſtliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigne Koſten und auf eignen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm ſein Oheim geſagt hat, daß es beſſer ſei, die nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen, als in Paris die Ereigniſſe abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudſon, er ſieht den Niagara ſtürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergeſſen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er beſucht die Indianer, ſie ſollen ihm Auskunft geben über die nordweſtliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, ſie laſſen ihn die Pfeiſe der Freundſchaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt ſich heimiſch in dem Urwalde, er belauſcht das Krokodil das am Hudſon ſchläft, er wiederholt die Jagden von Verſailles, ſchießt Haſen und Füchſe, er vergißt die nordweſtliche Durchfahrt, und ſiedelt ſich in den Schauern der erſten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerriſſene engliſche Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerriſſene Stück da ab, wo das Intereſſanteſte kommen ſollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, das Vaterland wieder aufzuſuchen. Er ſagte den Urwäldern, den ſchlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundſätzen der Frau v. Genlis erzogenen Indianern Lebewohl, und ſchiffte ſich in die Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfaſſung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand verſprach auch, Hand an's Werk zu legen, aber erſt mußte er ſich verheirathen. Er war aber gerade nur ſo lange ſicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu ſpielen; dann floh er nach Brüſſel zu der **confédération noble et irrésistible**, die ſich ſelbſt den noch „geſunden Theil der Nation" in ihren Proklamationen nannte.

Chateaubriand aber war im Gegentheil fortwährend krank; er friſtete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte ſich eine Zeit lang, ſchoß bei der Belagerung von Thionville einigemal ſeine Flinte ab, kochte vor-

treffliche Suppen für ſeine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen, und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schuſſe.

Unter bemitleidenswerthen Umſtänden kam Chateaubriand nach England, wo er den in Belgien ſchon gefaßten Entſchluß zur Schriftſtellerei nothgedrungen in Ausführung brachte. Er ſchrieb über die Revolution freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er ſpäter ſelbſt billigte. Sein Prinzip, das Chriſtenthum, ſtellte ſich immer mehr heraus. Er brachte den Genius deſſelben ſchon vollendet über den Kanal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleons, wie er deſſen Konſulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen ſollte, ſo ſah er Chateaubriand noch lieber, als Frau von Staël. Dieſe neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, der Ideologie und mit ihrem Witze; Chateaubriand war ebenſo unverbeſſerlich, aber er nützte den Planen des Konſuls durch ſeinen religiöſen Enthuſiasmus. Napoleon, der mit dem Papſte gewiß Wichtiges zu verhandeln hatte,

wollte „die römiſch-katholiſchen Götter“ in Frankreich wieder einführen, er ſah es gern, daß ſich die Poeſie mit dem Beichtſtuhl vermählte. Chateaubriands Poeſie war auch ganz dazu gemacht, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen chriſtlichen Talma, den Himmel ſelbſt im Kothurn wiederfinden. Er belohnte Chateaubriand für dieſen angenehmen Dienſt, und ſchickte ihn als Legationsſekretair zu ſeinem Oheim, dem Kardinal Feſch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationsſekretair! Beauftragt, die Päſſe der Fremden zu viſiren, Depeſchen zu entwerfen und zu verſiegeln!

Chateaubriand wollte nur Rom ſehen; dann war er wieder in Paris. Er wurde Geſandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung!

Aber er wollte die Schweiz ſehen, er ging, und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entſetzte ſich, faßte einen Entſchluß, und pilgerte gleichſam mit Dornenſtab und Muſchelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um Gotteswillen; die Ehre des letzten ließ er ſelbſt im Jahre

1823 dem Herzog von Angoulême, als er nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Paläſtina mitbrachte, — Kleinigkeiten, welche ſpäter in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine ſo große Rolle ſpielten, ſeine Märtyrer, und eine Stelle im Inſtitut.

Die Märtyrer ſind der Kulminationspunkt der Autorſchaft Chateaubriands. Hier kommen alle ſeine alten Phantaſien, die Träume aus der Wildniß, noch einmal wieder, und die Kirchen= und Ketzergeſchichte, die Erinnerungen des Alterthums nebſt den pittoresken Reſultaten ſeiner Reiſe haben ſich zu ihnen geſellt. Noch nie iſt zu einem erhabenen Zwecke eine ſolche Miſchung aller Geſchmacksarten und poetiſchen Intereſſen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanktorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menſchliche Herz, Alles hat hier ſeinen Tribut zahlen müſſen. Es iſt die wunderlichſte Maskerade, die ſich in den Märtyrern Chateaubriands zuſammenfindet. Die Sprache iſt nicht berauſcht von Enthuſiasmus, ſondern von Gelehrſamkeit. Die Perioden ſind behangen mit griechiſchen Orakelbecken, heidniſchen Opfermeſſern, myſtiſchen

Käfern des Mithrasdienſtes, mit Genealogie, Bibelſprüchen, Reliquien von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, mit maleriſchen Perſpektiven, pſychologiſchen Entdeckungen, kurz die Märtyrer Chateaubriands, ſtatt in Himmelsglorien aufzuſteigen, winden ſich keuchend und überladen an den Reiſerouten der Landkarte hin. Hier iſt alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthuſiasmus gelobt, von der Nachſicht gebilligt und von der Wahrheit gefürchtet war. In dieſen Maſſen pompöſer und gelehrter Worte ſucht man mit Mühe den poetiſchen Funken, Alles iſt in Schwulſt und Wohlrednerei aufgegangen, und nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche ſentimentale Schmelz, der jeder franzöſiſchen Phantaſie inwohnt, ein gewiſſer ſchmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzoſen ſo entzückt, und doch täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was dem Chateaubriand ſelbſt von der religiöſen Poeſie hielt? Das Chriſtenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologiſcher als katholiſcher Andacht verehrte. Chateaubriand ſtand nicht einmal auf der Stufe, wie der

mittelalterliche Enthuſiasmus in Deutſchland; er ſpricht nirgends vom langen Haar, von der ſchiefen Stellung des Halſes und dem wäſſerigen Etwas in dem Auge; er iſt ein Narr mit Grazie, umgänglich und ohne Fanatismus. Sein Chriſtenthum iſt mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es iſt ein Anflug, der nur ihm geworden ſein ſoll und den ein Jeder haben kann, wenn er die Meſſe oder das de profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Chriſtenthums; er philoſophirt nicht über die Zukunft dieſes Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweiſt, gewinnt er unſere Theilnahme für die Dulderin; er beſchwört uns bei den ungeheuern Blutſtrömen, welche für das Leben Jeſu und die Apoſtelgeſchichte gefloſſen ſind, wenigſtens um die Kirche zu weinen, und nicht leichtſinnig wegzuwerfen, was die Ahnen ſo theuer erkauften. Das iſt die ſchöne Seite, während er ſonſt immer nur ſchildernd, intereſſirt ſpricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apoſtel ſein oder eine Schule ſtiften, ſondern das Chriſtenthum ſollte eine Merkwürdigkeit bleiben, welche unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man

ſieht, wie ineinanderlaufend und ungezogen hier die Gränzen ſind von Liebenswürdigkeit, Rührung, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleons Glück, wie das des Polykrates, für einen Menſchen dämoniſch lange zu dauern ſchien, und alle Welt auf Rechnung von Ereigniſſen, die man noch nicht kannte, zu konſpiriren anfing, ſchlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verſchwörung. Indem er ſich äußerlich das Anſehen gab, als beſchäftige er ſich einzig damit, die Früchte ſeines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzumachen, zog ihn ſein Inſtinkt, der immer mit der Unterdrückung ſympathiſirte, in die Intereſſen der Bourbone hinein.

Als Napoleon zum Erſtenmale ſo ſtrauchelte, daß er erſt in Elba wieder aufſtand, zeichnete ihn und ſein Syſtem, und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis **XVIII.** ſtatt einer Armee konnte ſpielen laſſen. Louis ſagte bis ſelbſt und machte den prophetiſchen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals ſchon wieder in Gent, Louis

XVIII., und das Terrain war groß, welches der Dichter zu beſorgen hatte. Nein, wir wollen nicht ſpotten, es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand ſchrieb zwar eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur ſo hingeſtellt war, er war die Improviſation eines Miniſters, ein Miniſter mit einem Portefeuille, das man in die Bruſttaſche ſtecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Reſtauration, daß ſie aus dem Schattenſpiele von Gent in Paris eine Wahrheit machte.

Chateaubriand gab zwar ſein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminiſter, und trat unter die Pairs und die erſten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte ſich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, ſprach jetzt auch von den Privilegien deſſelben. Er trat in die Partei der Rache und des Unverſtandes, und ſtimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart, und träumte ſich in einem wirkli-

chen Kreuzzuge gegen die muſelmänniſche und jakobiniſche Partei ſeines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorſchläge waren ſo unpraktiſch, ſeine Erläuterungen der Charte ſo unzweideutig, ſein Zweifel an der Charte ſogar ſo impertinent, daß ihn Louis aus den Pairs ſtrich, und fürchterlich beungnadigte, Louis XVIII., der die Charte ſelbſt verfaßt hatte, und darauf eitel war, wie ein junger Menſch auf ſein erſtes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geiſt und Celebrität wetteiferte, und niemals gegen Chateaubriand eine Art Neid unterdrücken konnte.

Der Pavillon Marſan griff den fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortſchritte dieſer ultraroyaliſtiſchen Camarilla, kämpfte zu ihren Gunſten gegen Decazes und brachte es zuletzt, beſonders ſeitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit ſeinem wunderthätigen Waſſer herangetreten war, und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geſchrieben hatte, wieder ſo weit, daß man ihm den Berliner Geſandſchaftsposten anvertraute.

Hätte ich damals von Frankreich ſchon mehr ge-

wußt, als être und avoir, ſo würde ich mich um den frommen Geſandten bekümmert haben; ſo aber zog mich damals der Halbmond, der unter den Linden in der Sonne wohnte, der türkiſche Geſandte, mehr an.

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er ſo beredt gegen die Revolution ſprach, daß er ſelbſt einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfaſſen ſcheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris, und übernahm das auswärtige Miniſterium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war. Man weiß, was im Jahr 1823 geſchah, in jener Periode, wo faſt gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten, Martinez de la Roſa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hatte in eine etwas ſtumpfe Leyer gegriffen, und Griechenlieder geſungen, wie Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meiſten Ruhm zu verlieren, und er warf die europäiſche Achtung in ganzen Maſſen von ſich. Er ſprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen ſei; er hoffte Angoulème werde ein zweiter Napoleon werden, und

das parteiiſche Frankreich ſich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinſchaftliches, verſöhnendes Stroh legen. Manuel, der widerſprechen wollte, wurde mit Bajonnetten aus der Kammer getrieben; das Alles geſchah unter Chateaubriand, der ſich ſo wenig beherrſchen konnte, daß ſelbſt Villèle ihn desavouirte, und der Vicomte zum Zweitenmale fiel.

Dismal war ſogar die Camarilla mit ſeinem Sturze einverſtanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, ſieht man daraus, daß er den ganz gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einſchlug, nämlich aus dem alten Miniſterium in die Oppoſition des neuen überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'ſche Cenſur, das Wahlgeſetz, die Rentenreduktion, was man wollte, wie jeder Andre auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt ſo aufrieb, daß er den politiſchen Schauplatz faſt gänzlich verließ, und ſich zur Erholung mit ſeinen alten poetiſchen und hiſtoriſchen Studien beſchäftigte.

Aber es war Chateaubriands Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade doch nicht ganz vergeſſen wollte: Talleyrand hatte das Unvermeidliche, daß er wie ein Dämon überall ſpukte, Herr von Blacas, vorzugsweiſe

l'inévitable genannt, das Unvermeidliche des Kammerdieners, der uns auf allen Korridoren des Hofes entgegen tritt und beſtochen ſein will, Chateaubriand das Unvermeidliche, daß er bei Allem zugegen ſein mußte, wo man ihn auch nicht brauchte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom geſandt, um vor dem neuen Papſte eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholiſche Rede, eine Chrie des konſtitutionellen Katholizismus. Die Kardinäle entſetzten ſich, und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch dieſen Freundſchaftsbeweis ſo an die Bourbone gekettet, daß er ſich in den Ereigniſſen des Julius mit ihnen begrub, obſchon ſie nie etwas von ihm wiſſen wollten.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 ſpielte, lebt bizarr genug in unſerm Gedächtniß und auf der Trommel unſres Zwerchfells. Ja es ſcheint, der edle Vicomte hatte ſich damals in die Vogelperſpektive ſeines Lebens aufgeſchwungen, er ſtellte eine Berechnung ſeiner Schickſale an, und zog daraus jene Schlußfolge, deren Konſequenz Europa ſo viel Unterhaltung verſchafft hat.

Chateaubriand ſah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geſchichte, dem Küſter bei der Taufe

des Mirakelkindes geziemte. Aber er begnügte ſich nicht mit dem ſchmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Phyſiognomie der Zurückſetzung, er legte ſich nicht jenes hiſtoriſche Stillſchweigen auf, welches für fallende Charaktere ſo theilnehmen macht; ſondern eröffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. Auguſt. Seine Waffen waren glänzende Phraſen, der Himmel, deſſen Zeichen er deutete, das Mitleid, welches er für das geſunkene Königshaus beſchwor. Er wußte ſelbſt, wie ſchwach dieſe Munition für ſeinen Krieg war: aber er reſignirte ſchon beim erſten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle mit Ehren ausſpielen, und ſah ſich nicht einmal nach Bundesgenoſſen um. Es war eine Komödie, von der man nur ſagen kann, daß ſie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in die Scene ſetzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem ſeine Broſchüren, und Proteſtationen noch angehörten, er konſpirirte und mußte ins Gefängniß.

Das Gefängniß ſetzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand ſtehen bleiben ſollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung ſeines Lebens bedurfte. Allein, kaum in Freiheit ge-

ſetzt, beginnt er aufs Neue ſeine ſchriftſtelleriſche Chouanerie, er heftet ſeinen Ruf an den Unterrock einer Frau, er küßt die Fußſtapfen der Herzogin von Berry, und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reiſen.

Wir wiſſen, wie ſich Alles in Skandal auflöſte. Die himmliſche Glorie zertheilte ſich, und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr die Hebamme hervor.

O das moderne Schickſal iſt ein grauſamer Humaniſt! Keine poetiſche Staffage mehr, der man trauen dürfte: das Erhabene zeigt plötzlich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsſchwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Koſtüme iſt regelrecht; die Schneider dieſer Welt erlauben ſich immer etwas Lächerliches, und ich zweifle, ob uns je das Schickſal einen Grafen Brühl unſrer hiſtoriſcher Einkleidung ſchicken wird.

Chateaubriand war zerknirſcht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu leſen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch was wollt Ihr? Chateaubriands Treue ging

über Alles. Er warf den Ritter von ſich, und wollte nur theilnehmender Menſchenfreund ſein. Er machte ſich anheiſchig, nach Blaye zu kommen, und ſelber die Wiege zu treten. Die Dinge waren ſo zu ſagen auf den Punkt gekommen, daß Kölniſches Waſſer mehr nützte als der Kölner Dom; das ſah Chateaubriand ein, und wurde von nun an der Commis Voyageur der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiſte. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Ausſöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er ſchwur: es half Alles nichts: auf dem Hradſchin wohnte nur die Tugend: Chateaubriand ſank immer tiefer: er wurde von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte ſich ſelbſt ein rührendes Schweigen auf. Er ſchreibt in dieſem Augenblicke ſeine Memoiren, und läßt in dem öden Theater von Verſailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiſelwagen ankam, ſeine Tragödien aufführen. Möchten ihm ſeine Freunde dis Wagniß abrathen! Er verdient es wahrlich nicht, daß man zuletzt bei ſeinem Namen wohl noch gähnt!

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereigniſſe verflochten werden. Denn wenn man ſeine politiſche Thätigkeit in dem Ausdruck zuſammenfaſſen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität geſtritten hat, ſo fehlen in Frankreich für dieſelbe jetzt alle Vorausſetzungen.

Selbſt wenn ſich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux ſich ereignen möchte, ſo wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieſer Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigſte Anwald der Bourbone; und doch hat er ihnen am wenigſten genützt. Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geiſtige Verwandtſchaft, einen gleichen Trieb der Superiorität, der angeboren ſein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet; er wollte hervorgezogen ſein; den royaliſtiſchen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauſpieler des Königthums,

von dem man ſagen kann, daß er trotz ſeines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für ſeine Meinung beſaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei ſeinem Unverſtande, ſeiner unpraktiſchen Haltung und dem Inſtinkt Fehler zu machen, auch ſonſt hätte leiden müſſen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumſchränkten Befehlshabers; er war durch ſeine Schickſale unter die Partei getreten, welche gewohnt iſt, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu ſondiren, und Jedes von der Theilnahme zu erwarten, unter die Autoren; ſo kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr iſt; aber auf längere Zeit untergraben ſie es, und machen aus einer Thatſache der Autorität ein Zugeſtändniß der Uebereinkunft. Dieſe Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuſchungen ſchwinden, auch immer erdrückt werden.

Ihr wollt dieſe Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr ſehet in ihnen Männer des Friedens? Nein, ſie ſind die gefährlichſten Feinde für das unbeſchränkte Kö-

nigthum, wie für die Freiheit. Wer nicht für die Partei iſt, iſt wider ſie. Gehe zu uns über, wer will! Fehlen Euch Kugeln: wir geben ſie! Aber Parlamentaire, welche ihre weiße Binde ſo tragen, wie Chateaubriand, ſchickt zurück.

Digitized by Google

Mehemed Ali

von

Aegypten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wer verließe nicht gern einmal Europa, dieſen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verſchmachtenden, leberloſen Prometheus, der, angeſchmiedet an die Gürtel der Welt, in ſeinem Haupte die Wiſſenſchaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spotte ſeiner Feſſeln, Europa, dieſe ſchon veraltete Offenbarung des Weltgeiſtes, jung nur noch in ſchwermüthigen Liedern, Menſchen erzeugend, welche ſtatt das Leben zu genießen, ſchon in der Wiege daraus ein Kunſtwerk machen müſſen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt in tauſend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes verſteinert ſind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeſchlagen; aber welche Menſchen entläßt ſie? Das Genie mit

Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laſter in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unſre Phyſiognomien: wir lieben, aber ohne Entzücken: wir haſſen, aber unter der Aſche; wir geizen nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir ſind ſo gerecht wie Ariſtides, ſo ſchlecht wie der Verräther der Thermopylen; aber wir ſind es unter der Maske; wir ſcheinen nicht das, was wir ſind.

Fein, nüanzirt, künſtleriſch ſind die Charaktere Europa's, ſie ſind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, ſich ſeine eigne Welt ſchafft; unſer Horizont iſt eng, die Atmoſphäre der That ſo zuwider, daß man ſie gleichſam umgehen muß, um zu athmen. Wir ſind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweiſt; wir ſind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir ſind Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, ſo weit als wir von unſerm Heerde nach der Baſtille brauchen; hier iſt nichts erhaben.

Geht über den Ozean! Werdet geboren, wie das Lama, das Hausthier des Indianers, ſein Junges wirft: ſchwebt in einer Matte von Maſt zwiſchen zwei

Kokosbäumen; lernt ſpät laufen, ſpät ſprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkoſungen des jungen Lama's, das mit Euch geboren wurde! Ihr habt ſchon manchen Stier gebändigt, da tretet Ihr in eine Lankaſterſchule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus Euch ſelber ſchaffen, Alles das ſelber ahnen, was Baſedow und Peſtalozzi dem Europäer vorkäuen. Ihr fühlt mit feinem Ohre, wie die Flügel Eurer Seele rauſchen, wie ſie ſich entfalten; mit jeder Sonne ſteigt Euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an Euch; Ihr tretet in die Verwirrung der Intereſſen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonnetten ſtarrt; die Partei iſt gewählt: hier, dort, überall Lorbeern! Zuerſt im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homers, mit der Schlinge des Gaucho; dann Parteigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenſchweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protektion, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen Euch die Kugeln der Partei, die gerade ſiegt, niederſtrecken!

Das iſt Amerika.

Oder geht auf die Freundſchaftsinſeln, unter die Wilden Guinea's, nur an Aſien geht vorüber!

Aſien, einſt Europa ſo unähnlich, jetzt wie auf dem Marſche zu uns. Einſt ſo groß in ſeinen Thaten, ja ſelbſt heroiſch im Dulden!

Aſien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, ſondern Leidenſchaft war; dort kam Alles durch den Inſtinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war niemals ein Epos des Willens, ſondern immer die Tragödie des Schickſals. Taumel und Beſinnungsloſigkeit verwirrten hier einſt das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tauſende in der Zahl oder in der Wüſte des Raums. Die Größe ſchnitt ſich mit ſcharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienſt; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Bruſt zuſammengeſchlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon ſich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil miterjagt zu haben; ſie fiel dem Löwen allein zu.

Aber jetzt iſt die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dſchingiskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter längſt ſchon

übergegangen in die der Halbgötter, jetzt in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen ſich eng zuſammen, Hero und Leander werden ſich bald auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinair, klein, hager, pokkennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geſchichte eine Domaine, handelt mit Tabak und Baumwolle, führt die Kamaſchen und die Knöpfe der europäiſchen Civiliſation, und die Journaliſtik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier iſt Alles Berechnung, Angſt, Eigennutz, kein Enthuſiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in ſeinem ganzen Leben nur eine Epiſode, die man im alten aſiatiſchen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali iſt auch ſelber aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkiſchen Polizeikommiſſairs, der in einem Städtchen des waldigen Mazedoniens für die Ordnung ſorgte. Hier lernte er, wie man ſich bei einem Auflaufe benehmen müſſe, wie Parteien dadurch geſchlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuer mit Nachdruck eingetrieben wird; aber dieſer Unterricht währte nicht lange; denn ſein Vater, der Polizeikommiſſair ſtarb bald.

Doch zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anſchlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn ſo geſchickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife ſo gewandt zu ſtopfen oder erzählte ſo drollig, wenn er mit untergeſchlagenen Beinen ſaß, und der ſchlaffe Bauch wie ein Beutel zu wackeln anfing, ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef ſchwur beim Barte des Propheten, daß er für dieſe Waiſe ſorgen würde, und machte ſie mit ſeinem eignen Sohne bekannt, welches ein rechter Lümmel war, faul, türkiſch, und dem Vater viel Kummer verurſachte.

Mehemed beſaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßſchweif ſehen, ohne an ein künftiges Paſchalik zu denken; aber inzwiſchen war er fleißig, handelte mit Tabak, und ließ ſich von einem franzöſiſchen Kaufmann, der hier zuweilen Geſchäfte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Rieſen, Menſchen mit Straußenköpfen, oder von vierfüßigen Thieren bewohnt würde, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meiſter Lyon, der aber aus Marſeille war, mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tauſend und Einen Nacht, und trug viel dazu bei, ſeine Begriffe

über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenſchaftlich, und trug von ihm, als er einmal gelegentlich ſtarb, ſeine Neigung auf alle Franzoſen über.

Inzwiſchen ſchenkte ihm ſein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthſchaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichſte Tabaksſpekulant, der tapferſte Krieger, der verſchmitzteſte Staatsmann und der glücklichſte Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Korps von 300 Mann mußte mobiliſirt werden, und als Kontingent zur großen türkiſchen Armee ſtoßen, welche die Franzoſen aus Aegypten vertreiben ſollte. Der Erſtgeborne des Chefs mußte ehrenhalber ſchon das Kommando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen ſatt, kehrte zu ſeinen Bädern und Sklavinnen zurück, und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterſtadt ſah er nicht wieder. Dis machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeſchlagen. Die Türken kampiren nur in Europa, ſagt ein Franzoſe.

Aegyptens nicht kleinſtes Wunder war um dieſe Zeit, daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Er-

oberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, verſandet von den Wogen der Wüſte, nur in dem kleinen Umkreiſe ſeines Pulſes, des Nils, noch athmend, war noch einmal zum Leben aufgeſtanden. Ein neues Räthſel der alten Sphinx war gelöſt worden; das wunderbare tauſendjährige Stillſchweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der franzöſiſchen Bajonnette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten myſtiſchen Cheopſe drehten ſich in ihren himmelhohen Gräbern um, der Strauß floh mit dem wuthſchnaubenden, hundertmal beſiegten Araber in die Wüſte; nur das gutmüthige Kameel verfing ſich auf der Flucht, und kniete thränenden Auges vor dem Sieger nieder, der ſeinen Buckel bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Reſte, der Juden, Hunde und aller Nationen, thronte der große Sultan Buonaberdi, mit ſeinen Paſchas von zwei und drei Roßſchweifen und allen ſeinen heiligen Kriegern: die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkiſche Sultan badete ſich, wie ein Muſelmann, ſprach Recht nach

dem Koran, lebte keuſch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er ſich beſchneiden laſſen. Und einige der Paſchas gaben auch hierin nach, ſchwuren einer Religion der Houris Treue und lebten mit aller orientaliſchen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, welche ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mameluckeen mit unwiderſtehlicher Verführung entgegen gekommen waren.

Die ſyriſche Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil dieſe Kolonnen keine rechte Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairo's war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hunderttthorigen Thebens, jagte Deſaix, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, deſſen Mamelucken ſo erbittert waren, daß ſie bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße biſſen. Die Armee, in eiſerne Quarrés geſtellt, ſchloß „die Eſel und die Gelehrten" in die Mitte. Cairo occidentirte ſich. Sogar eine Akademie, ein ägyptiſches Inſtitut wurde errichtet; man unterſuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchſtaben ſein ſollen, was ich gar nicht glaube; man wickelte garſtige Mumien, welche von verliebten Orientaliſten für ſchön aus-

geſchrien ſind, aus ihren Todeswindeln, koſtete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück, und bewies, daß im Nilſchlamm nur eilf Theile Waſſer, aber achtundvierzig Theile Alaunerde enthalten ſind.

Mehemed Ali kam mit ſeinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um ſich und die ganze türkiſche Armee noch einmal von Napoleon bei Abukir total ſchlagen zu laſſen; denn Napoleon hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbeern des zweiten italieniſchen Feldzugs konnte er nicht ſchnell genug reifen ſehen; er reiſte ab. Kleber, der Sultan mit dem Goldarm, ſetzte den Anfang ſo lange fort, bis ihn ſelbſt von Meuchelhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die ſchon längſt im Verſcheiden lag. Die Engländer landeten, um den franzöſiſchen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchſte Zeit für Frankreich, dieſe Mythe mit Ehren zu ſchließen; man ſchiffte ſich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verſchwanden; es herrſchte einen Moment hindurch ein heiliges, ſchweigendes Erſtaunen; die alten Türken ſtrichen ihre Bärte

und riefen: Es gibt nur Einen Gott, Gott und Mahomed iſt ſein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen ſich ſelbſt. Der alte Kampf zwiſchen den Mameluͤcken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selims blutige Siege zum Nachtheile der erſtern entſchieden hatten, entbrannte aufs Neue. Die Mameluͤcken, zerſtückt nach zahlloſen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbeſiegbaren Granitkolonnen Friede geſchloſſen; die Türken, die ihnen zu Hilfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwiſchen den Beys der Mameluͤcken herrſchte Trennung: Bardiſſy Bey und Elfy Bey ſtanden ſich feindlich gegenüber; dieſer, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albaneſen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der erſten türkiſchen Expedition, und hatte ſich inzwiſchen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeſchwungen. Jetzt begann er ſeine Intrigue, die erſt in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit deſto größerer Sicherheit von ihm fortgeſponnen wurde. Er balancirte von einer Partei zur andern, gab entweder ſelbſt den Ausſchlag, oder ſtellte ſich auf die Seite, welche überwog, je nachdem die Umſtände es geboten. Es war hier kein Ungeſtüm

eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um ſeinen Stolz zu retten, ſelbſt den Erfolg in die Schanze ſchlägt, ſondern eine kluge Berechnung, die ſich zu beherrſchen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgibt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn ſich ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge ſeiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Partei, weder mit der Pforte und ihren Geſandten, noch mit den Beys. Der Zwieſpalt unter dieſen ſelbſt kam ihm dabei trefflich zu ſtatten. Er nahm die Miene an, als ſei er dem von der Pforte geſchickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ ſich aber zweimal von den Mameluken ſchlagen; Taher Paſcha diente ihm, indem er Kusruf ſtürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Paſcha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name, und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging ins Lager der Mameluken und verband ſich mit Bardiſſy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundſatzes, daß der Theilende herrſcht, trennte er ſogleich die Intereſſen, und ſchied ſich einen neuen Hinterhalt, die Albaneſen, heraus. Die Albaneſen mußten ihm ſpäter zu Allem

dienen, ſie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzuſtiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mameluken diente ihm, das Terrain immer mehr zu ſäubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeſchafft, Elfy Bey beſiegt. Es blieb für den Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemeds Bundesgenoſſe ſelbſt, Bardiſſy.

Die Albaneſen mußten ihm den Gehorſam aufkündigen, den Sold von Bardiſſy verlangen; dieſer drückte das Volk, um ſie zu befriedigen, und Mehemed ſtellte ſich zu den Scheiks und Ulemas, indem er dieſe durch ihn veranlaßte Unordnung gloſſirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und ſchlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe, da trat wieder ein neuer Name dazwiſchen, der dritte Statthalter der Pforte, Churſchid.

Mehemed mußte dieſem wieder ſeine Dienſte anbieten; er focht gegen die Mameluken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück, und zwang den Statthalter, die Stadt mit den ſchwerſten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mameluken, wurde zurückgeſchlagen, und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verſchwand immer mehr

neben ihm. Er wollte ihn nach Syrien ſchicken. Mehemed würde gegangen ſein, wenn ihn eine veranſtaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entſchloß ſich die Pforte, ihm das Paſchalik von Gedbah zu geben. Mehemed beugte ſich demüthig, nahm die Beſtallung und den Ehrenpelz; doch ſeine Albaneſen fielen ihn vor dem Hauſe an: er ſprach lächelnd einige Worte, und der Tumult, den er veranſtaltet hatte, war zerſtoben. Das Volk jauchzte ſeiner Macht zu, er beſtieg ſein Roß, warf Gold und Silber aus, und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter ſeiner Bedrückungen wegen den Prozeß, und noch ehe ſeine Vertheidigung von der Feſtung in Cairo aus zu einer Entſcheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in ſeiner Uſurpation beſtätigte.

Der Divan von Konſtantinopel befolgte bei den Unruhen in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte iſt, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt ſich Mehemed Ali's Statthalterſchaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß ſeiner Herrſchaft hatte Mehemed in den Mamelucken, welche noch nicht beſiegt

waren. Sie ſtanden ſeinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitſcharen dem Sultan, da ſie in offenem Felde ihm gegenüberlagen. Er verſuchte, ſich durch Liſt von ihrem erſten Andrange zu befreien, ließ ſie von ſcheinbar aufrühreriſchen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, ſo daß er drei und achtzig Mameluckenköpfe nach Konſtantinopel ſchicken konnte.

Die mißtrauiſche Pforte aber ſchwankte ſchon, wen ſie für den Augenblick mehr fürchten ſolle, den Paſcha, oder ſeine Gegner, welche durch ihre Uneinigkeit auch für die Türken überwindlicher waren. Sie ſandte zweimal den Kapudan Paſcha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf auch der Ferman ein, welcher Mehemed zum Paſcha von Salonichi ernannte und ihn ſomit aus Aegypten vertreiben ſollte. Zu Mehemeds Schrecken verſöhnte ſich auch Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld, und er wußte, daß er dadurch die Pforte ſogleich umſtimmen konnte. Da warf ſich der Paſcha ſeinen Albaneſen in die Arme, welche ſich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten verſprachen. Sie legten die Hand auf den Koran, und ſchritten, ihrer ſiebenzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der

Aelteſten hielten. Sie erklärten, daß ſie Mehemed nie verlaſſen würden, brachten eine anſehnliche Summe aus ihren eignen Schätzen zuſammen und retteten ſo den Statthalter, welcher ſich ſchon auf die Feſtung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zuſammen, was die Wolken von Mehemeds Sonne zog. Bardiſſy und Elfy, beide Beys ſtarben raſch hintereinander; der Kapudan Paſcha verließ Aegypten, und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung ſeines Landes denken.

Die Pforte ließ aber ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; ſie begann jetzt die Politik, welche ſie bis auf die neueſten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und ſeine Waffen fortwährend zu beſchäftigen.

Mehemed widerſprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Proteſtanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anſtehen, bis er ſeinem Verſprechen nachkam. Er hütete ſich wohl, ein Eigenthum zu verlaſſen, das in ſeinem eignen Hauſe noch ſo bedroht war. Er wollte die Mamelucken nicht im Rücken laſſen, und führte jetzt jenen tragiſchen Akt aus, der, in Konſtantinopel gegen die Janitſcharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie

weit noch die völlige Vermählung der Civiliſation mit Aſien entfernt liegt.

Fünfhundert achtunddreißig Mameluken ſchlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Feſtung von Cairo ab. Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die erſten Köpfe brachte, beruhigte er ſich; als das Ganze geſchehen war, behauptete er, Napoleon habe es mit den Bourbons nie beſſer gemacht. Er dachte an Enghiens Fuſillade in Vincennes.

Die Pforte ſchwieg; denn ſie ſchliff ſchon ſelbſt an ihren Meſſern. Dis Alles für die Civiliſation! dis Alles für einen regelrechten Schuß nach Kommando, für den europäiſchen Geſchwindſchritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt ſelber das Intereſſe des Krieges, und wird es bei ſeinem Regierungsſyſtem immer haben. Der unruhige Soldat, meuteriſch im Frieden, zu Abwechſelungen unter ſeinen Befehlshabern geſtimmt, voll Haß gegen das fränkiſche Exercitium, tobt ſeine Leidenſchaft im Kriege am erſten aus; der Krieg beſchäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habſucht der Kleinen. Darum hielt ſich Mehemed immer in einem fortwährenden, in einem gleichſam eiternden Kriege, welcher nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald

gegen Feinde, welche er ſich im Süden ſeiner Provinz aufſuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche er von der europäiſchen Monarchie gelernt zu haben ſcheint, ſeine Familie ſo populair als möglich zu machen: er brauchte Kriege, um ſeinen Söhnen und Schwiegerſöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erſtgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen, und ſtarb in den Armen einer ſchönen Georgierin. Ibrahim Paſcha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundſätze, und ſelbſt großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geſchlagen und zu neuen Angriffen unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, ſeinen Sohn im glänzendſten Triumphe in Cairo einziehen zu ſehen. Er iſt ein liebender Vater, ſchwärmeriſch für ſeine Familie, und nicht wenig auf die Deſcendenz bedacht. Er hat ſechs Wärterinnen eines Kindes, das ſeinem Sohne Ibrahim ſtarb, ohne Weiteres im Nil erſäufen laſſen.

Wenn man die Reformen Mahmuds mit denen Mehemeds vergleicht, ſo muß man geſtehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu im=

poniren ſuchte, der Vicekönig aber nur, ſich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erſtaunen, dieſer den Beifall Europa's. Mehemed ſchmeichelt der Civiliſation, was Mahmud nie that.

Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabackshändler verleugnen. Er iſt der ungebildete Mann, welcher plötzlich zu großem Reichthum gelangt iſt, und den Umgang geſcheidter Leute aufſucht, welche er ja bewirthen und bezahlen kann. Er umgibt ſich mit einer Bildung, von der er ſelbſt nichts verſteht, von der aber z. B. reiche und gebildete Eltern ſagen, daß ihre Kinder Alles lernen müſſen, tanzen, fränzöſiſch, Klavierſpielen und die Opera ſingen.

Mehemed Ali iſt ein Spekulant, welcher gute Geſchäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünſtigt haben, und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorſtellt, obſchon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali beſäße den Enthuſiasmus der Bildung. Er iſt weit entfernt ein ſo großartiger Reformator zu ſein, wie es Peter der Große war, welcher in den Strelizen auch ſeine Mameluckẽn zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beſchwingten Geiſt erhalten, der

ſich oft bewundernswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche die Wiſſenſchaften einflößten; er zeigte überall das geniale Erſtaunen eines geiſtreichen Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche zufällig dem bisherigen Kreiſe ſeiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte ſich zu den Wiſſenſchaften mit einer liebenswürdigen Schaam, welche er im Namen ſeines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali iſt weit von dieſer Humanität entfernt. Für dieſen Paſcha ſind die Wiſſenſchaften eine Gemäldeſammlung, welche ſich der Glücksoilz anſchaffen zu müſſen glaubt, ohne von ihr etwas zu verſtehen. Er würde vielleicht der Sammlung längſt überdrüſſig geworden ſeyn, wenn ſie ihm nicht zufällig auch Nutzen brächte. Mehemed Ali ſieht ein, daß man ohne Kultur in ſeinen Gewinnſten immer verkürzt wird, und daß es nöthig iſt, um ein uſurpirtes Land zu beſitzen und zu vererben, ſeiner Herrſchaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht halten, ſondern auch von den Eingebornen nicht ſo leicht weggezogen werden können, weil dieſe für die fremden Maſchinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet ſich Aegypten wie eine große Domaine zu. Er verwaltet ſie nach ziemlich türkiſchen

Grundſätzen, durch Erpreſſungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, welches Alles verſchlingt; er iſt der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptiſchen Handels, das große Wechſelhaus, das alle Summen des Landesverkehres traſſirt. Die büreaukratiſchen und Centraliſationsgrundſätze Europa's, die ordinaire, alte Hefe unſrer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hilfe, und es iſt möglich, daß ſich Aſien nur auf dieſem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was ſie ihm koſtete, ſeitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer loſer werden laſſen. Der Halbmond von Konſtantinopel iſt in der That nur noch ein Viertelmond.

Aber zu bewundern iſt es, wie lange der Vicekönig mit ſeinem Plane zurückgehalten hat: ja ſelbſt jetzt noch, ſeitdem er der Sieger von Koniah geworden, hat er ſich noch nicht für ſouverain erklärt, und ſchickt ſeine gewöhnlichen Geſchenke an den Sultan. Es iſt ſchwer, für dieſe Unentſchloſſenheit einen rechten Grund aufzufinden; eine religiöſe Rückſicht ſcheint nicht denk-

bar. Vielleicht glaubt Mehemed Ali ſich erſt in den völligen Beſitz Syriens ſetzen zu müſſen, ehe er die Entſcheidung gibt. Vielleicht gibt er ſie nicht einmal, um noch Größeres vorzubereiten.

Man hat geſagt, in ſeinem Plane läge der Thron von Konſtantinopel ſelbſt, wenigſtens für ſeinen Sohn. Dieſe Kataſtrophe wäre merkwürdig, und kann den politiſchen Witz verführen, hier ſchon im Voraus ſeine Kombinationen zu machen. Aber abgeſehen davon, daß eine ſolche Veränderung ohne Rußland nicht geſchehen kann, ohne Rußland, welches über Perſien den Rücken der Türkei umſchleicht, und jede Dynaſtie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird, läßt ſich auch aus der ganzen Phyſiognomie der ägyptiſchen Herrſchaft, aus dieſer beſorglichen, zeitvergeudenden Tergiverſation Mehemed Ali's, und den zweifelhaften politiſchen Talenten Ibrahim Paſcha's, keine Zukunft dieſer Art vorausſehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Seſoſtris war Aegypten niemals ein Sitz der Eroberer, wohl aber ſolcher Helden, welche von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereigniſſen, welche es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaktion der alten mu=

ſelmänniſchen Militairherrſchaft, oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Ausſaugeſyſtems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten iſt. Wie? wenn die europäiſche Civiliſation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei ſelbſt eine Rolle ſpielte? Gährungsſtoffe ſind zahlreich vorhanden, vom religiöſen Fanatismus an bis zu dem Elend des Fellahs, der bei den Ueberſchwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Friſt eines kümmerlichen Lebens etwas Schlamm gehofft hatte. Auch hat ſich ein großer Theil des europäiſchen revolutionairen Geſchwürs nach Aegypten hin zertheilt, von den Exerziermeiſtern und Renegaten an bis auf Vater Enfantin, welcher nicht glauben kann, daß es die Miſſion des St. Simonismus ſei, blos die Landenge von Suez zu durchſtechen.

Mehemed Ali fürchtet auch dieſen unruhigen Geiſt, und hat ſich den Beſuch der Polen weislich verbeten. Das ſind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schickſal eine Zukunft zuſammenſetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeiſt, ſpielen ſchwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillſchweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Paſcha Alexander machen?

Ja, aus Macedonien ſind ſie beide; doch hat Ibrahim, wie er jetzt iſt, ſchon ſeine Feſte von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Und er hat Recht; denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeikommiſſarius wird ein Paſcha von Syrien und Aegypten.

Die Napoleoniden.

Es ſteht keiner Gattung der ungebundenen Darſtellung eine ſolche Veränderung bevor, wie der Geſchichtſchreibung.

Wenn ſich bei jenen alten und vergeſſenen Zeiten, die mit ihren ſchwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der franzöſiſchen Revolution reichen, der Hiſtoriker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erſcheinungen, auf einige charakteriſtiſche Anekdoten, und eine Verknüpfung derſelben, welche die Schule ſehr ängſtlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beſchränken durfte, ſo verlangen unſre Zeiten, die uns noch im Gedächtniſſe klingen, einen neuen Styl der Behandlung, deſſen Prinzipien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geſchichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Uſurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereigniſſen, welche ſich um Feldher-

renſtäbe, wie die der Marlborough, um ewige Porte-feuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Friedrichs **III.** herumrankten. Ein Avanturier, ein Eroberer, ein Phantaſt, ein Paar Handſchuhe gaben den Ausſchlag, und der Hiſtoriker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geſchehen iſt.

Jetzt iſt es anders. Die Coefficienten der Weltgeſchichte haben ſich vermehrt; jene raſirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratiſches Original, das durch eine Empörung oder Viſion ſich den Scheiterhaufen erkaufte, Geſchichte ſchrieben, ſind entweder kleiner geworden, oder haben ſelbſt für die Ereigniſſe eine Rolle übernommen. Die moderne Geſchichte baut ſich nicht mehr aus Maſſen auf, ſondern aus Individualitäten; ſie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunſt, die Religion und die Wiſſenſchaft ausfüllen, ſondern alle Fugen ziehen ſich eng zuſammen, oder wo ſie offen bleiben, drängt ſich eine neue Erſcheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unſrer Zeit das Glück, wie beſtritten der Ruhm? Wie ſchnell wandelten ſich die Tha-

ten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen ſchon wieder über den Kopf wuchſen! Das Schauſpiel unſrer Tage hat ſich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, ſo daß der Hiſtoriker weniger Epochen als Zuſtände zu ſchildern hat, breite Dimenſionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geſchah? ſondern: Wie wurde gelebt?

Die Poeſie der Geſchichte war in jenen alten ſchlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres koſend mit Antonius, der Obolus des Beliſar, Konradins Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geſchichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragiſchen Helden machen? Wer wollte alle die Elemente ſeiner Zeit (die er nicht immer bezwang, ſondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, dieſe Hinderniſſe und Folien, welche ſeine Erſcheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantiſches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Reſten dieſes Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Aber ich frage darnach nichts; unſre großen hiſtori-

ſchen Meiſter, ein Pöliß, ein Adolph Menzel, werden auch mit dieſen Dingen leicht umzuſpringen und das Ungeheure in ihrer Art zu überwältigen wiſſen.

Als der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apoſtel, würde man ſagen eine Wolke — den großen Kaiſer hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verſchwägerung ſeines Blutes zurück, Namen von verſchiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöſchlichen Fußſtapfen des Kaiſers aufgeſchoſſen waren, dieſe Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen ſich die Napoleoniden durch die Tagesgeſchichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena am Magenkrebs auf ewige Zeiten geſtorben iſt.

Napoleons Familie iſt eine Verlaſſenſchaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, den Bourbonen von 1793 und 1830, ja ſelbſt dem Hauſe Waſa, es iſt eine Bürgerfamilie ohne Troß gegen die Legitimität, welche ihnen einſt Töchter ins Ehebett gab, und jeßt die Schulden bezahlt, welche ſich in ihren verſteckten Aſylen aufhäufen; eine Verwandtſchaft, welche den, der

ſie erhob, innerlich verwünſcht und ſeinen Feinden die Koſtbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Dieſe Ueberreſte haben ihre eigenen Straßen, welche ſie in Europa nur einſchlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo ſie bei ihren legitimen Schwägern zum Beſuche kommen, ſie ſind bei allen Dingen auf gewiſſe Gränzen angewieſen, und verſchleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte ſich an denen, welche älter waren, als er, für die Tyrannei in der Kinderſchule, beim Spiel und Veſperbrod empfindlich gerächt; er hatte ſie in Lagen gebracht, denen ſie nicht gewachſen waren, und ſie nur deshalb mit Geſchenken überhäuft, um ſie deſto beſſer unter ſeiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, ſeine Schweſtern liebte er und tanzte ſogar mit ihnen, ja ſeine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortenſe, betete er an mit ſeiner Zärtlichkeit, die ihm ſo ſchön ſtand; aber Alle hat er ſie entweder ſo verwöhnt, oder ſo geknechtet, daß ſie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung ſind, oder ſie von den Siegern eine Zurückſetzung erfahren.

Dies iſt eine bekannte Thatſache und ſoll mich ver-

theidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zerſprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht ſpreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung ſeines Namens Sitte geworden iſt.

Die Poeſie hat ſich immer ſehr erhitzt, wenn ſie auf Lätitia, die vierundachtzigjährige Mutter des erloſchenen Königshauſes, zu ſprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; chriſtliche Phantaſten nannten ſie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts.

Warum lag in allen dieſen Benennungen nichts ſo Erhabenes, als es das Schickſal dieſer alten Dame vorzuſtellen ſcheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Erzeugniſſe hinſinken ſah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greiſe Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime ſterben ſah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren, und den Schmerz ihres Verluſtes nach dem Maaße deſſen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verſchwindet doch ſelbſt der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, deſſen göttliche Vollkommenheit ſie überſtrahlte: „Weib, was hab' ich mit dir zu ſchaffen!“

Lätitia iſt keine feudale Fürſtin, keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer,“ ſie gebar nicht, um große Erſcheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo ſie im Vergleich ziemlich glücklich iſt; denn iſt ſie nicht von Enkeln und Kindern umgeben?

Das gute Mütterchen wurde auf den Schauplatz der Welt gebracht, wie in einem Ifflandiſchen Stücke zuletzt die alten Väter und Großväter aus ihren Dachſtuben kriechen, um das Glück ihrer Kinder zu theilen, deren Tugend ſie im Verlauf eines Theaterabends aus Juſtizräthen zu Präſidenten machte.

Lätitia würde ſich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Aſſociés der Weltgeſchäfte geworden wären, ſo daß ihr Alles in die handgreiflichſte Nähe gerückt wurde. Sie ſah keine Hoffnungen ſterben, keine Privilegien der Geſchichte, keine Berechtigungen, die, wenn ſie nicht eintreffen, zuweilen poetiſch ſind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, ſie machten den Schoos vergeſſen, welchem die Geſchichte ein ſo großes Ereigniß verdankt.

Glaubt Ihr, daß Madame Mère ſo unglücklich iſt? Thorheit! Sie wohnt zu Rom auf der Via San

Romoaldo, iſt ſo alt, daß ſie vielleicht hofft, der Tod werde ſie übergehen, und lebt doch Luciano noch, den ſie lieber hatte als Napolione, Luciano, der ſie nicht mit harten Worten kränkte, ſchreibt doch auch Giuſeppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo beſucht ſie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngſter Sohn, den Napolione ſo ſehr tyranniſirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral, oder wenigſtens ein König werden ſollte, und doch artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! dort liegt ſie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der ſo viel Könige enthielt, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geſchwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Geſpräch mit Onkel Feſch, nicht anders, wie einſt im Pallaſt de l'Eliſée von Paris.

Onkel Feſch, dieſer verſchlagene Prieſter im Violettſtrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer beſſer wiſſen, als Napoleon; er beweiſt der Matrone, welche ſchlummernd zuhört und ſchläfriglächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiſer hätte anfangen ſollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyranniſch geweſen ſey. Hier ſeufzt Madame Lätitia;

aber der weiſe Kardinal fährt grauſam fort: „Ich hatte den Papſt in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich ſchloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können; aber wollte er?"

Und die alte Dame ſeufzt wieder und ſpricht mit jener fürchterlich rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kömmt, Feſch?" Feſch iſt grauſam, zuckt die Achſeln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!" Wahrhaftig, ſo ſprechen die Menſchen über eine Unſterblichkeit, an welcher ſie die einzigen Nebelflecken ſind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; ſie hatten eine gute Erziehung genoſſen, und für den jüngſten, für Hieronymus, ſorgte der Aeltere deshalb ſelbſt. Joſeph war ſogar außer dem Ehebett erzeugt, und konnte wie Edmund im Lear ſich dieſes Vorzuges rühmen, welchen die Natur den nicht zwiſchen Schlaf und Wachen Empfangenen zu geſtatten pflegt. Lucian beſaß mehr Feuer als die Uebrigen, war raſch im Handeln, ohne ſich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat ſeinem Bruder gegenüber immer einen feſten Wil-

len gezeigt. Ludwig hatte einen ſanfteren Charakter, mit einem Anſtrich von Schwärmerei, die eine gute Entſchuldigung ſeines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der ſchon in dem Glanze ſeiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenſchaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in ſich auf, im Guten wie im Böſen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, ſie zu ſeinen Zwecken zu benutzen, während ſonſt das Genie immer Noth hat, die Miſere ſeiner Herkunft und Verwandtſchaft zu verdecken.

Anfangs wollte er ſich aus ihnen nur Umgebungen ſchaffen, die ein feines Ohr, verſchwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des erſten Ranges; er hatte ſo manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverläſſigkeit bekleidet wünſchte; ja er ſah ſo viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er dieſe aufbewahrte.

Dieſe letzte Kombination war die erſte, welche ihm fehlſchlug; denn ſo leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz ſeiner Brüder zu lenken, ſo aufſätzig zeigten ſie ſich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die ſchöne Jouberton, die Patterſon gehörten nicht in

ſeine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortenſe wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, ſich mit einer erborgten Legitimität zu ſchmücken, adelte vor allen Dingen zuerſt ſein Blut, ſeine Familie, und machte ſeine Brüder, welche als franzöſiſche Prinzen ſchon die Handgriffe und Bewegungen einer anſtändigen Repräſentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erſt erobert waren, oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des franzöſiſchen Gouvernirungsſyſtems, die, wie bald auch ihre Wirkſamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die ſpätere Geſtaltung unſrer Verhältniſſe blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiſerherrſchaft kamen die Begriffe Centraliſation und Bureaukratie über uns, welche die ſpätere Reſtauration adoptirte, obſchon ſie Ausflüſſe der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muſter, ſeine Politik, ſein Handelsgrundſatz durfte von keinem ſeiner Vaſallen überſchritten werden; dieſe militairiſche Feudalherrſchaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günſtlingen der kaiſerlichen Gnade dieſe bald ſelbſt unerträglich machte. Zur Gunſt

geſellte ſich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle ſeines Unmuths.

Sie waren es ſchon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung ſeiner Familie, zu der er dann hinaufſtürmte, die Thüren ſchlug, mit dem Degen drohte, ſo lange bis ihn erſt ſeine Schweſtern beſänftigten.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn ſchon damals, als er noch General der Republik und Konſul war, gaben ſeine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; ſie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um ſich zu bereichern, und machten Geſchäfte an der Börſe, zu welchen ſie die Politik Napoleons als verſteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joſeph und Lucian leiſteten in dieſen Spekulationen das Mögliche, denn ſie waren älter und italieniſcher als die Andern.

Die ſpätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairiſchen Nachtheil, an einer entdeckten Verſchwörung, an jedem Mißgeſchick des Kaiſers waren ſie Schuld; ſie wären, ſagte er, keine Franzoſen, ſie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papſte, ſie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er ſchwöre ihnen zu Gott, ſie ſollten ſich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in

Madrid, in Kaſſel eine Depeſche von Paris ankam, ſo zitterte man; denn die Brüder wußten, daß ſie ſchon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter ſeinen Deichen und Poldern, mit einem fürchterlichen Defizit der Kaſſe, mit Feuersbrünſten, auffliegenden Pulverſchiffen, Ueberſchwemmungen und republikaniſchen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in ſeinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu ſprechen, als Napoleons deſpotiſcher Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte ſich des Kaiſers Unmuth; er moraliſirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn ſich ſein Bruder, ſtatt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikaniſchen Erinnerungen und allgemeiner Menſchenliebe ſprach; er nannte mit einem ſeiner klaſſiſchen Ausdrücke dieſe Dinge an ſeinem Bruder „Humanitätswahnſinn“ und ſchrieb ihm Einmal über das Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat ſich mit ſeinem Bruder nie wieder ausgeſöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauſes Napoleon in eine Geſammtanſicht bringen will, ſo findet man zwar, daß ſie ſich unter einander begatten; doch laſſen ſich zwei Strömungen, ſelbſt mit verſchiedenen Kennzeichen, und verſchiedenartig gegen ihre Umgebungen abſtechend, herausſcheiden — die männliche und die weibliche Verwandtſchaft Napoleons. Rechnet man zu dieſer letztern noch ſeine Heirathen und Adoptionen, ſo iſt ſie diejenige Linie, welche ſich noch in der lebhafteſten Korreſpondenz mit der Legitimität befindet: es ſcheint, als wenn das weibliche Blut der Fürſtenhäuſer weit ſchwieriger zu deprinzipeliſiren iſt, als das männliche. Citirt Klüber darüber nichts?

Die männliche Verwandtſchaft des Kaiſers hat ſich mehr verſteckt und zurückgezogen, ja ſie iſt ſogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht ſich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu verſöhnen, und ſeinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verſchließen.

Die weibliche Linie iſt an einigen Höfen gern geſehen, weil ſie ſich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, und das zu ſein, was einſt in Argos Kaſſandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur

die Söhne Mürats, dieſes Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gaſtwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfaſſung Nordamerika's. Dies bürgerliche Element hat die ganze Familie auseinandergeſprengt, ſo daß ein Glied derſelben in einem Staate proſcribirt ſeyn kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieſes verzweigten Stammes iſt undenkbar, weil ſein Einverſtändniß geſtört iſt. Sie ſind ſich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geſchichte des Tages proteſtirt. Er kam ſelbſt über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für ſeinen Neffen Reichſtädt in Beſchlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz ſeiner Körperſtärke ſchneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers iſt, von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge iſt matt, ſeine Manieren ſind unköniglich, obſchon er auf zwei Thronen geſeſſen hat. Es iſt ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schickſal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe,

was er damals Alles thun mußte, ohne zur Beſinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängſtlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemandem mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böſes Herz hat, ſo glaubte er, daß ſeine Völker unter ihm ſich ſehr glücklich müſſen befunden haben, und dies iſt ein Troſt, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er beſinnt ſich etwas ſchwer auf ſeine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen ſind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marſchälle und Schildträger ſeines geharniſchten Bruders keck ins Geſicht ſagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er iſt der gutmüthigſte Mann in Nordamerika. Statt Macchiavells Fürſten ſtudirt er jetzt — und ich betrachte dies als ſeine ehrenwertheſte Seite — rationelle Landwirthſchaft, wittert Kohlenlager aus, und läßt den Delaware ausſchlämmen, welcher an ſeinen Beſitzungen vorbeifließt. Er beſucht die quäkeriſche Stadt Philadelphia gern, und liebt es, von alten Dingen zu ſprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter, und Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, iſt keine ſo große Freundin der rationellen Landwirthſchaft, ſie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlaſſen, und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartiſtiſchen Salons in Florenz.

Der Fürſt von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn ſchlechte Finanzen ſeine römiſchen Palläſte zu verkaufen zwangen. Er ſtand dem Genie ſeines Bruders am nächſten, obſchon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börſenſpekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn ſein Bruder ſtellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an ſchroffer Energie beſaß, verdeckte ſeine Leutſeligkeit, und was ihm daran fehlte, erſetzte die Kunſt der Repräſentation, die ihm meiſterhaft zu Gebote ſtand. Er drängte ſich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß ſoviel Gewalt an ſich, daß er die Hauptſache am 18. Brümaire ſeinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon ſeinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen ſtarren Republikanismus, oder wenigſtens die Maske deſſelben, welche ſeine ehrgeizigen Abſichten verbarg. Diplomatiſche Verdienſte, die ſich Lucian erwarb, und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt ſammelten, vermehrten das Mißverſtändniß, ſo daß Lucian endlich aus ſeiner Oppoſition ein Prinzip machte. Die Kaiſerkrone erſchöpfte den eiferſüchtigen

Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie ſeinen Widerſpruch ſo hartnäckig aus, daß er das Intereſſe der Engländer verkannte, und ſtatt in ihren Schutz in ihre Gefangenſchaft gerieth. Die Ereigniſſe von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache ſeines Bruders mit Eifer betrieb, und deshalb nicht ſo ſchnöde abgewieſen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche ſich jetzt ängſtlich um Napoleon drängten, und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louiſe die Aufopferung gehabt, ſich zwiſchen das Geſchick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oeſtreich aufgehoben; doch gab ihn die Einſicht in ſein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er ſeines Bruders eifrigſter Antagoniſt geweſen war, und ſeinen Ehrgeiz wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künſte, die Wiſſenſchaften und Handelsſpekulationen. Die unglücklichen Reſultate der letztern haben den Schutz der erſtern ſehr einſchränken müſſen. Die große Muße, welche ihm das Schickſal ließ, benutzt er, um ſeine Verſe zu fei-

len, über die Schönheiten Virgils zu träumen, und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner intereſſanteſten Schriften iſt eine in früheſter Zeit verfaßte Geſchichte des engliſchen Parlaments, zu welcher Napoleon in beſſern Tagen Anmerkungen geſchrieben hatte. Dieſe Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geſchichte verdankt. Er hatte ſie mit einem beſtimmten Zwecke ſtudirt, und abſtrahirte ihre Regeln um ſo glücklicher, als er ſeine Zeit zum Maaßſtabe der Vergangenheit nahm. Er ſpricht von Cromwell wie von einem Uſurpator des neunzehnten Jahrhunderts, und gibt ihm Regeln, als hätte er ſie von ihm borgen ſollen. Er ſpricht von den alten Helden im vertraulichſten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßſtabe, was ſie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was ſie unter ihren Umſtänden wollen durften. Anziehend iſt zuletzt in dieſen Anmerkungen Napoleons Eiferſucht auf ſeines Bruders Styl; man ſieht, wie ſchwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit deſſelben zuweilen einzugeſtehen, ein Lob, das er ſogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darſtellenden Kunſt für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen

Styl, der immer wie um die Ecke hervorſchießt, überraſcht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze ſeiner ehemals bewieſenen Herrſchertugenden. Er glaubt aus den Stürmen ſeiner Zeit das ſüße Bewußtſein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben. Die Holländer!

Er gibt ſich ſelbſt das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen beſſern König habe abgeben können, und ſpricht nicht ohne Rührung von den ſchönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverſchiffes und ſchildert gern, was er für Menſchenliebe bei dieſer Gelegenheit entwickelt, wie er ſelbſt Hand angelegt habe um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in ſeiner Gegenwart an den Himmel republikaniſche Gebete gerichtet hätte. Seine Miniſter wollten, er ſollte den Frevler beſtrafen; nein, ſagte er ſtolz, er wolle ihn nur belehren, und ließ ihn zu ſich kommen und ſetzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeſchichte und die holländiſche auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widerſprechen, wenn er Napoleons Grauſamkeit anklagt, der ihn für ſolche

Handlungen verrückt nannte, und ihn unter Vormundſchaft ſetzen wollte. Es iſt wahr, ſagt der Graf, in Florenz und in ſeinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Deſpotismus die meiſte Energie zeigte. Denn kurz vor ſeiner Abdankung, als die franzöſiſchen Exekutionstruppen ſchon die Vorſtädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Waſſer ſetzen. Was wollt Ihr? frug er die Repräſentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, ſagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübſch gebaute Phraſe, er hielt gern Reden, und ſpricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede iſt. Er ſpricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner; wie denn immer, wer über das Königthum erſt philoſophirt, ſich zu republikaniſchen Grundſätzen zuletzt neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein ſo zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne ſein Wiſſen eine Republik geworden iſt. Seine Söhne haben auch dieſe Täuſchung durchſchaut, und offen den Humanitätsgrundſätzen, welche ſie von ihrem Vater erbten, den

rechten Namen gegeben: ſie ſind entſchiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngſten italieniſchen Inſurrektion im Lager von Forli ſtarb, der Andere, welcher in der Schweiz lebt, und Verdienſte um die ſchweizeriſche Artillerie haben ſoll. Was weiß ich!

Der Herzog von Montfort ſollte einſt ein großer Admiral werden, und es wurde nur ein König aus ihm, der mehr als alle übrigen von ſeinem Bruder die geheime Zuſendung einer ſeidnen Schnur zu fürchten hatte. Im Beſitze mancher liebenswürdigen Eigenſchaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Couſin-Ludwigs XV. gelten können, ſo ſchnell fand er ſich in die neue Herrſchaft, welche ſein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutſche Fürſtentochter und beſtieg einen improviſirten Thron, in deſſen Nähe er Bacchus und Venus als Miniſter rief. Man hat nie ſo amuſant in Kaſſel gelebt, als während der weſtphäliſchen Zeit. Jerome war der gutmüthigſte Charakter, er wollte nur Vergnügen, oder wie er ſelbſt ſagte: „luſtik ſein;“ ſich zu bereichern vergaß er. Dis war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe ſeines ſpätern Lebens geworden iſt. Der Herzog von Montfort ſtudirt ſeitdem an einem Syſteme der Sparſamkeit, und rechnet, wie ſich Lucullus und Harpagon ver-

meiden laſſen, und ein ehrlicher Mann ſich einrichten muß, um ſein Auskommen zu haben. Er iſt krank, erſchöpft von ſeiner Vergangenheit, und verläugnet ſich gern mit einer achtungswerthen Beſcheidenheit. Aber noch liebt er Deutſchland, von deſſen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen ſo angenehme Saturnalien feiern könnte und ſo podagriſtiſch werden, er beſucht es oft, und einer unſrer Bundesſtaaten öffnet ihm gern ſeinen berühmten Marſtall, obſchon er ein ſchlechter Reiter iſt. Sein Sohn gehört zum Militair deſſelben Staates als Oberlieutenant.

Von Napoleons Schweſtern lebt nur noch Madame Karoline, Mürats Gemahlin.

Für die Unſterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schweſter hat. Eine Schweſter erkennt den Abſtand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder ungemein tief, und kleidet ſich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der Held nicht die Muße hat, ihn ſelbſt zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte ſeine Schweſtern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdiſche Weiſſagung, wie einſt der alte Gallier; ihr Widerſtand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut,

das er durch ſein eigenes entſchuldigte, und würde die Aufopferung ſeiner Schweſter Pauline, der Fürſtin Borgheſe, die ſein Exil in St. Helena theilen wollte, ſo tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichſtadt, als der kleine Knabe an den gefeſſelten Prometheus, ſeinen lieben Papa, einen heimlichen Brief ſchrieb, wobei ihm eine verſchwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraſchte ſie der Tod.

Ihre Schweſter Eliſa ſtarb ſpäter in Trieſt, zwei junge Fürſten Bacciochi hinterlaſſend, von welchen der eine auf Korſika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdeſturz verunglückte.

Die weitern von hier aus ſtrömenden Descendenzen verſchwimmen allmälig in das breite Niveau der zahlloſen italieniſchen Marcheſen. Hie und da trifft man Perſonen, welche einen Tropfen vom Napoleoniſchen Familienblute haben und vor denen der geſchichtliche Enthuſiasmus gern den Hut abnimmt. Man ſieht dieſe dritten und vierten Glieder der großen Generation oft im Theater, und ſtaunt an die Phyſiognomien, welche noch immer olivenfarbig ſpielen, das ſchwarze glatte Haar, das die breite Stirn beſchattet, das mächtige zermalmende Kinn, die unterſetzte Statur

mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Dieſe unverkennbar gezeichneten Spätlinge verſtehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten ſich dann ſtolz auf, und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuſchen. Einige auch ſchlagen die Augen nieder, und ſchämen ſich, weil das Schickſal ſo unbarmherzig mit ihnen Verſteckens geſpielt hat. Zu der Oper hat aber das Parterre dann noch einmal ſo viel Luſt; denn man fühlt, daß ein Stück Weltgeſchichte in der Nähe athmet.

Nur einem Seitenflügel des Hauſes Napoleon gelang es, ſich vor dem Zuſammenſturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelſte Emanation der Kaiſerherrſchaft.

Das Genie iſt nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon ſein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günſtling einer faſt antiken Liebe. Seine Sanftmuth ſchmeichelte ſich in Napoleons weiche Empfindung ein, ſeine Anſtelligkeit war eine vortreffliche Gewährleiſtung für die Gunſtbezeugungen, welche der Kaiſer über ihn häufte. Prinz Eugen beſaß dieſelbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phraſe, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, ſondern die Leutſeligkeit. In einem

militairiſch ſo ſtraff zuſammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen, und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontraſt werfen ſollte, daß es keine Rolle, ſondern Inſtinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentriſch in Liebe und Haß, ſeinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieſer ſeine Erſcheinung darnach einrichtete, daß ſie dem Kaiſer nicht auffallen mußte, wenn er einen militairiſchen Erfolg auf Andere übertrug, und ſeinen Stiefvater mit Beſcheidenheit und Liebkoſung umarmte, ſo war dis weniger Maske, als Stimmung und Einſicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, ſeiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachſen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutſchen Fürſtin rettete ihn vor der Degradation: ſeine Kinder haben ſogar bei den mannichfaltigen Wechſelfällen der europäiſchen Politik Ausſicht auf Avancement erhalten. Die griechiſche Krone ſtreifte nahe an dem Haupte ſeines älteſten Sohnes vorüber, dann die belgiſche; eine Schweſter deſſelben trug einige Zeit hindurch die braſiliſche, eine andere iſt Erbin des ſchwediſchen, und eine dritte Erbin

des hechingiſchen Thrones, während jener glückliche Bruder, ausgerüſtet mit dem Schwerte Don Pedro's, vielleicht bald auf dem Wege iſt, die Braut des Ozeans heimzuführen, und ein langes Gedicht durch einen Akt des Geſetzes zu ſchließen. Die Eiferſucht Louis Philipps im Namen eines ſeiner Söhne, noch weiß er ſelbſt nicht, welches? verfolgt ihn; doch Liebe hilft aus Todesnetzen. Hier iſt mehr als Politik; hier iſt ein Roman.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts.

Ihre Proteſtation gegen die Geſchichte überhört ſowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes ſind zerriſſen; ja ſelbſt die Privilegien ihres Verdienſtes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illuſoriſchen Vergangenheit, wo ſie auf Alles hoffen durften. Was ſie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern ſein, welchen ſie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Deſpotismus des Kaiſers war erträglich; aber die, welche die Deſpotie zerſtückeln, ſind den Völkern verhaßt.

Eine Univerſaldeſpotie iſt eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende ſinkend, reißt ſie das

ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche theilen, eiſerne Nägel am Sarge der Freiheit ſind.

Aber eine Huldigung des Weltgeiſtes iſt es, die die Geſchichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß ſie den Enkeln einer wunderbaren Herrſchaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken ſchmerzlich zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und wurmſtichige Früchte trug?

Eine weiſe Gottheit ſtellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des Größten unſrer Tage ohne Flecken bliebe, und die Geſchichte um einen Helden trauern kann, der ohne Nachahmung ſtarb.

Der Vorhang dieſes Dramas iſt auf Ewig gefallen; nur Gebete ſollt Ihr flüſtern unter Longwoods Thränenweiden!

Wellington.

Digitized by Google

Man kann zweifelhaft ſein, ob die Hauptrolle bei der gegenwärtigen engliſchen Kriſis mehr von einem Manne oder einem Syſteme geſpielt wird.

Es ſcheint faſt als habe der König, in dem noch immer hie und da der leidenſchaftliche Seemann durchblitzt, nichts Anderes in ſeine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff, Albion, Kapitän William bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräſentant deſſelben? Ein Miniſterium ohne Einheit, ohne Zuſammenhang, eine Improviſation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung ſo wenig vertrauten, daß ſie von einander losließen, und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der ſie vorausſahen, daß die nächſte Zukunft ihr eine Entſcheidung abverlangen würde; ein Miniſterium,

deſſen Handlungen nur Entſchuldigungen zu ſein ſchienen, ein Miniſterium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte ſich Brougham identifizirt, ein rothes, aufgeblaſenes Antlitz, die Augen hervorquellend, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, faſt lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, welches ſein Miniſterium mit ſchnöden mephiſtopheliſchen Geſten begleitete, Brougham, in der That ein Charlatan und ſein eigener Spaßmacher geworden.

Oben auf den Maſt hatte ſich ein verwegener Demagog der Salons, Lord Durham, hinaufgeſchwungen. Anſtändiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, aber geſpornt vom Ehrgeiz, und eiferſüchtig auf die Koterien der Hauptſtadt, ſignaliſirte er die Zukunft, ſchloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung, und kokettirte von ſeiner Höhe herab mit den patriotiſchen Geſundheitstrinkern, welche ihm mit vollen Gläſern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte Cobbett von Kartoffeln, von irländiſchen Ferkeln, von Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Din-

gen, welche man erräth, auch ohne ein „Marſhal“ zu ſein.

Der König hat in dieſem Lärm die Beſinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer ſchmollenden Königin, ſondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands geſtellt hat. Die Noth des Augenblicks muß dem Könige ſo groß geſchienen haben, daß er ſeine Zuflucht verdoppelte, und zu Wellingtons Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtſamkeit Peel's fügte. Er wollte kein Syſtem, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Partei vergeſſen.

Dis iſt das Unglück. Wellington und Peel kommen nicht allein; ſie ſelber können die Partei, den Haß und den Unverſtand nicht zurückhalten, wenn ſie es auch wollten. Es iſt ein unvermeidliches Gefolge, das ſich an ihre Schritte anſchließt; ſie können ihre Freunde und ihr Bekenntniß nicht zurückweiſen.

Ich geſtehe, daß in dieſem faſt allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieſer nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo für mich etwas Tiefſchmerzliches liegt. Wie? dieſer weltberühmte Glanz des Herzogs, eine ſo glorreiche Vergangenheit, Lorbeern, welche

er den ſeit Menſchengedenken tapferſten Kriegern Europa's entwand, dieſe glückliche Nebenbuhlerſchaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt nichts auf ein vergeßliches Volk? Es tritt Präcedentien in den Koth, welche damals, als ſie neu waren, vergöttert wurden? Es legt den Maßſtab einer blinden Parteiung, die politiſche Krämerelle an ein Leben, das mit ſo viel Ruhm und Unvergeßlichkeit ausgeſtattet iſt; es mißt mit ſeinen oft nur zu illuſoriſchen Grillen über Staatsverfaſſung, mit einer mehr ideellen Vorausſicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt laſſen, den blutigen Ernſt eines Schlachtfeldes und eine gar feſt und beſtimmt in der Geſchichte angeſchriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden ſich tauſendfach verſchlungen an allen Häuſern. Wer vor dem Pallaſte des Siegers, den die damalige Marquiſin, ſeine Frau, bewohnte, vorbeikam, mußte, dis war der despotiſche Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenſter grüßen, dieſelben Fenſter, welche nicht zwei Decennien ſpäter mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des ſteinwerfenden Publikums zurückzuhalten. Ein ſo bald ver-

jährter Ruhm! Eine Grauſamkeit, welche einen tiefen Blick in unſere Zeit werfen läßt!

Und doch iſt in dieſem Falle nicht Alles Egoismus oder das erhabene Intereſſe der Völkerfreiheit; es iſt möglich, daß bei der Gleichgültigkeit gegen den Herzog von Wellington einige andere Triebfedern mit unterlaufen, welche nicht in der Zeit, oder in der Perſon, ſondern in ſeinem Ruhme ſelbſt liegen. Es iſt möglich, daß der Herzog von Wellington in der That kein ſo großer Mann iſt, als ſieben Feldmarſchallſtäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen. Wäre dem ſo, ſo verriethen die rückſichtsloſen Anklagen des engliſchen Volkes einen feinen Inſtinkt oder eine ſehr unterrichtete Kenntniß ihres großen verhaßten Helden. Wir wollen ſehen, ob ſich hierüber eine feſte Meinung faſſen läßt.

Es gibt eine Anlage zum Ruhm, welche zwar mit uns geboren wird, aber nicht in unſern Talenten liegt; ein Privilegium der Unſterblichkeit, welches ungleich vertheilt, und keineswegs hoffnungsvolle Jugend, blitzendes Auge, ein kraniologiſches Symptom iſt, ſondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, welche den größten Schwachkopf in hohen Regionen geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich

im Kriege; denn im Frieden gibt es keine Soldaten, ſondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, welche er nur auszufüllen braucht, während das größte Genie vergeſſen wird, da es kein Terrain hatte. Alle hiſtoriſche Größe beſteht darin, daß man mit impoſanten Unterlagen oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, welche ſo groß ſind, wie Völker, Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden, Diviſionen, tiefer, wohl nicht. Solche Rechenexempel ſind oft leichter zu löſen, als die Aufgaben, z. B. des Schneiders, der bei einem Frack auch die Theile in der Hand hat, und wenn er das geiſtige Band, die Mode, ſo ſchön mit ihnen zuſammenſchmilzt, wie kein General ſeine einzelnen Poſitionen, doch nie ſo viel Unſterblichkeit damit einernten wird, als dieſer General. Darum drehet ſich Alles, was den Ruhm betrifft. Dieſe Logik mit impoſanten Begriffen gehört dazu, um die Aufmerkſamkeit zu erregen, das heißt, oft nichts, als Geburt, Gunſt, Zufall, Anciennetät. Dis wiſſen die Völker, und ſind ſeither ſo kalt geworden gegen die Größen, welche ihre Situation patentirte; ſie wollen nur die noch verehren, welche ſich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigne Welten ſchaffen.

Dis iſt der Grund, warum Wellington ſo unendlich klein gegen Napoleon, mit dem er rivaliſirte, erſchien: er hatte ſich die Begriffe, mit denen er rechnete, dieſe Unterlagen ſeines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht ſelber gegeben, ſondern ſie waren ein anvertrautes Gut, eine Maſchine, die in ſeinen Händen die Operationen machte, worauf ſie abgepaßt und zuſammengeſetzt war. Das Gewinnen von Schlachten ſei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, und ſeinen mathematiſchen Kurſus machte, glauben die Engländer, wenn ſie über die großen Siege ihres Herzogs ſpotten und über ſeinen Ruhm die Naſe rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, mit welchem ſich Wellington in die Jahrbücher der Geſchichte ſchrieb, ſo ſcheint auch hier auf den erſten Blick Alles dazu zu dienen, ſeinen Ruhm zu vermehren.

Wer hätte eine große Meinung von der engliſchen Armee?

Der Krieg iſt in Großbritannien außer dem Geſetze, außer der Verfaſſung. Das Militair, als ein Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, welcher auf dem Kontinent die Truppen bevorzugt; das Militair iſt in England nicht ein-

mal im Stande, eine ſociale Stellung zu behaupten. Zu dieſem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Kantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kömmt ein Heer zahlloſer Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das brittiſche Heer reformirte, nicht vollkommen haben abſtellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfaſſung, welche ſeit Napoleons Auftreten die Truppen des Kontinents ganz neu ſchuf, hat England nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Kontinent an allen ſeinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte, und gerüſtet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte, und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, welche Napoleon unter ſeinen und den gegenüberſtehenden Heeren beſchleunigt hat.

Die engliſche Armee ſtand, als Wellington anfing, mit ihr ſeine Wunder zu verrichten, noch auf dem Standpunkte der preußiſchen Truppen, welche vor Napoleon für die klaſſiſche Armee Europa's gehalten wurde; ja ſelbſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo Wellington mit ſeinem Spielzeuge, das ihm faſt allein angehört, das Mögliche angeſtellt und ſeine verfaulten

Flecken reformirt hat, bleibt die engliſche Armee noch immer ein Amalgam, welches einen wunderlichen Eindruck macht.

Der Grund dieſer Unzulänglichkeit liegt in Dingen, welche ſich nicht ausrotten laſſen, in der engliſchen Verfaſſung, die das Heer nicht beſchützt, in der Stimmung der Nation, die es nicht achtet, im Charakter des Landes, deſſen Beſchaffenheit kriegeriſche Evolutionen und Vorſtudien nicht begünſtigt, und endlich im Weſen der Engländer und Soldaten ſelbſt, das ſich nicht tilgen läßt.

Die engliſche Armee hat weder den Inſtinkt der Ehre noch Gemeingeiſt; wenn ſie ſtolz iſt, ſo iſt ſie es auf Old=England, auf den Porter und die Beefſteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, welche zu Hauſe ſind. Die Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verſchloſſen iſt; der **esprit de corps** nicht, weil die Armee in ihrer Größe ſich niemals geſehen hat, ſondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt iſt. Noch nie haben ſich ſo viel Engländer zuſammenbefunden, als unter Wellington auf der pyrenäiſchen Halbinſel: der Kontinent kannte ſie

bisher nur als Hilfsdetachements und Bundesgenoſſen.

Die Infanterie iſt ſtark, aber ſchwerfällig; die Kavallerie ſchön, ſo ſchön, daß die Franzoſen ſie mit dem romantiſchen Namen Lindors bezeichneten, aber ſie greift an, wie im Wettrennen, ſie hält nicht Linie; ſie hat außerdem keine ſchwere Kavallerie, und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein fürchterlicher Mangel iſt; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man ſie nicht zu verwenden, höchſtens zu Batterien, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunſt, keine Fortifikation, kein Genie, weil ſie im Lande keine Feſtungen haben.

Wenn man Alles dis in Anſchlag bringt, ſo ſcheint es, als ſei von der großen Meiſterſchaft des Herzogs von Wellington niemals zu viel geſagt worden; und doch hat das engliſche Heer Eigenſchaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft.

Dieſe liegen alle in der Perſönlichkeit des Kriegers, in ſeiner kalten Unerſchrockenheit und Todesverachtung. Dis iſt nicht Servilität, wie bei den Ruſſen, nicht Muth, wie bei den Franzoſen, ſondern Naturell. Die neunſträngige-Katze, der Korporalſtock, die empörende

Behandlung des engliſchen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückiſch, ſondern dienten nur dazu, ihn in ſeinem Gleichmuth zu beſtärken. Der engliſche Soldat harrt auf ſeinem Poſten aus, weil er in dem heftigſten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefſten Hogarthiſchen Stufe der Grauſamkeit ſteht, und weil er zuletzt als Engländer eine gewiſſe angeborene heilige Veneration des Geſetzes beſitzt.

Der Franzoſe thut Alles um die Perſonen, um ſeinen Feldherrn, um ſeinen Chef, und zuletzt um ſich. Der Engländer haßt dieſe Alle, auch ſich, aber er befolgt das Geſetz. Zum Franzoſen kann man vor der Schlacht nicht genug ſprechen, nicht populair genug ſein, ein lakoniſcher Chef würde ihn außer Faſſung bringen; der Engländer iſt froh, wenn er ſeine Befehlshaber gar nicht ſieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigſamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der ſpaniſche war, ſind ſolche Eigenſchaften koſtbar, wenn ſie auch zu einem vertheidigenden nicht paſſen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzoſen, welche ſich hie und dahin zerſtreute, konnte zwar überall ſein, aber auch an hundert Orten geſchlagen werden, eine Chance, in die

der Engländer ſeltener kam, weil er feſt zuſammenhielt, ſich ſchwerfällig bewegte und den Angriff immer ſo einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung gleicht. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers ſind zwei Waffen, welche ihn auf einem günſtigen Terrain unüberwindlich machen; dis waren in Spanien zwei Waffen, auf welche ſich die Franzoſen, gewöhnt an die tumultuariſche Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs ſcheiterten an dieſen Granitkolonnen, welche ein Feldherr nur aufzuſtellen brauchte, um ſein Geſchäft abzuthun.

Wellington beſitzt ſelbſt dieſe lächelnde Kaltblütigkeit im höchſten Grade, welche ihm öfter ſiegen half, als ſein Genie. Er ſtellte ſeine Truppen, und war gewiß, ſelbſt durch die Fehler ſeiner Anordnungen zu ſiegen, da die Entſcheidung faſt immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres erſten Entwurfes in der Schlacht ſelbſt wieder gut machen wollen: die eiſerne Konſequenz des größten Fehlers bringt ſelbſt den gewandten Gegner aus der Faſſung.

Wellington ſiegte überall dadurch, daß ſeine Landsleute zu ſtehen und zu feuern verſtanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der

That wußte Wellington niemals ſeinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ ſeinem Gegner Zeit; ſich zu ſammeln, ſich aufs Neue aufzuſtellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es iſt merkwürdig, wie nahe ſich die Schlachtfelder der Wellington'ſchen Siege liegen, wie zahlloſe Menſchen er aufopferte, weil er von ſeinen Vortheilen und ſeinem Glücke nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtand, wie häufig er das wiederholte, was einmal gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitſparende Vorſprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs verſichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche dieſe Feldzüge mitmachten, dieſelben Erfolge gehabt hätten unter dieſen Umſtänden wie Wellington, ſo muß man das Glück dieſes Mannes hochpreiſen, das ihm von allen Seiten lachte und ihn unterſtützte. Er war der erſte engliſche Feldherr, dem ſo zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; alles, was die Geſchichte von frühern engliſchen Heeren erzählt, galt nur von 12 bis 18,000 Mann, die von Kontinentaltruppen unterſtützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheure Leidenſchaften hatte nicht Wellington zu benutzen? Eine allgemeine nationale Ver-

zweiflung, Loſungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie ſie die Geſchichte ſelten geſehen hat. Dazu kamen für unſern toryſtiſchen Cid Campeador materielle Hilfsquellen, Mittel, zu verſchwenderiſcher Dispoſition geſtellt; denn ohne Comfort und reichliches Auskommen giebt es keine engliſche Armee. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hinderniſſe, welche Napoleons unſterbliche Kolonnen mit dem leichteſten Muthe ertrugen, würden den Engländer getödtet haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommne Portionen, kurz ein Ueberfluß, der die Fleiſchtöpfe Old-Englands nicht vermiſſen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellingtons Ruhm abhing. Er wußte dies, und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkſhire gemäht war, und die Soldaten nährten ſich mit den Zwiebacken, die in Amerika gemacht waren. Die Hingebung des Parlaments und des Miniſteriums, der Haß gegen Napoleon war ſo außerordentlich, daß man Millionen nicht ſcheute, um zu ſeinem Ziele zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; ſelbſt von der ſeines Gewiſſens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarſten Gegenden in Einöden, verſchanzte

ſich hinter den Linien von Torres Vedras mit ſeinen Tonnen Pökelfleiſch, und richtete, um ſeinen Feind auszuhungern, eine Verwüſtung an, welche jetzt noch ſichtbar iſt. Wo ihm ſeine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzuſitzen, den Hahn des Piſtols zu ſpannen, kommandirte, und ließ die Thiere vor die Stirn ſchießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günſtig.

Nun, dis iſt, was alle Engländer wiſſen. Sie wiſſen, daß ſie ihrem Herzoge Alles geſtatteten, daß ſie ſelbſt für ihn Alles gethan haben, und ſprechen geringſchätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück hatte, in der ſeit Menſchengedenken entſcheidendſten Schlacht bei Waterloo über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu kommandiren.

Seine erſten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo ſeine Bewunderer, obſchon er nur eine Brigade befehligte, doch ſchon einen Cyrus, Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Dembinski in ihm ſehen wollten; denn es handelte ſich um einen Rückzug.

Hierauf ſchiffte er ſich mit ſeinem Bruder, welcher Generalgouverneur von Indien war, nach einem neuen Schauplatze ſeines wachſenden Ruhmes ein. Er half

Tippo Saib, einen Fürſten, der in ſeinem Haſſe gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in ſeiner Hauptſtadt Seringapatnam belagern, und zeichnete ſich bei der Erſtürmung derſelben im Kommando indiſcher Hilfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbeern an: Wellington leitete zum erſtenmale eine Schlacht, die ſo originell geliefert wurde, daß ſeine Truppen über die Feinde, die ſich todt ſtellten, weggingen, und im Augenblicke der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei dieſen blieb die erſte Rolle für Wellington, der ſein diplomatiſches Talent gegen die Maratten zuerſt ausbildete. Bathritter, beſchenkt mit einer goldenen Vaſe und einem Diamanten- beſetzten Ehrenſäbel verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwandt, und erhielt jetzt endlich ein Kommando in der portugieſiſchen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derſelben, und von dieſem Augenblicke an begann er ſeine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig ſeyn, was die Schickſale der Welt beſtim-

men ſollte: wenn man ihn zu Allem zog, ſo wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Kongreſſe nahmen ihren Anfang, jene chirurgiſchen Verſuche, die Glieder des europäiſchen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte überall ſeine Stimme zuerſt geben, und man kann nicht läugnen, daß er ſich dieſer Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitiſchen Aufwallung handelten, und von einer gewiſſen allgemeinen und gegenſeitigen Großmuth geleitet wurden, beſann ſich der Egoismus der engliſchen Politik zuerſt von den poetiſchen Illuſionen der heiligen Allianz, und verfolgte ſein eignes inſulariſches Intereſſe, das nicht verſchieden ausgefallen ſein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution weſentlich beſchränkt hätte. Man kennt die Proteſtationen der Caſtlereaghſchen Politik, Widerſprüche, die man von dieſer Seite nicht erwartete; aber es geht in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande ſeyn ſoll, eine impoſante auswärtige Politik aufzuſtellen. Dieſer Widerſpruch gab zu Mißverhältniſſen Anlaß, in welche

freilich Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor ſeinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarſchall faſt aller Armeen des Kontinents, und überall als der glänzendſte Gaſt der Reſidenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber iſt Wellington der Erbe jener Grundſätze, welche Pitt, Caſtlereagh und Liverpool hinterließen.

Wäre der Ariſtokratismus nicht etwas Angebornes, ſo hätte ſchon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müſſen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich ſeinem Ruhme Vorſchub leiſtete, die einer bald ſchwächern, bald ſtärkern Oppoſition gegenüber das politiſche Syſtem vertheidigten, welches Englands Finanzen zu Gunſten der ruhmgekrönten Perſönlichkeit zerrüttet hat.

Wellington iſt noch insbeſondere der Repräſentant jenes militairiſchen Ariſtokratismus, der namentlich in einem gewiſſen andern Lande nicht fremd iſt, und welcher die Deviſe führt: „Was wollen jene Hallunken? Ein Paar Kartätſchenſchüſſe, und ſie ſtieben auseinander!“ Dis iſt die Politik der Fähndriche, eine Meinung, die auf der Wachtſtube Wunder verrichtet.

Aber ſelbſt Wellington iſt nicht mehr Herr ſeines Haſſes, wenn er der Stimme und dem Antlitze ſeines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge verſagt ihm, und ſeine frühern Drohungen fallen nur leiſe und gemäßigt aus dem unberedten Munde.

Dis iſt immer auf beiden Seiten der Fall geweſen, wenn entweder die Freiheit oder der Despotismus in die Lage verſetzt wurden, gebieten zu können. Der Demagogismus reagirt gegen ſich ſelbſt, wenn er das Portefeuille in die Hände bekommt, und die Kontrerevolution erſchrickt, wenn ſie plötzlich die Zügel faßt, welche ihr im Privatſtand dazu dienen ſollten, ihre Gegner todt zu jagen.

Als das Raſirmeſſer Caſtlereaghs das brittiſche Miniſterium zerſchnitt und Wellington mit Canning ſeinen Platz wechſelte, entwickelte ſich zuerſt die politiſche Meinung des Herzogs und ſeiner Oppoſition, zu jenem Schrecken, der ſie jetzt für England iſt. Es zeigte ſich jene alte Wahrheit im neuen Beweis, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politiſchen Rechte ihrer Mitbürger werden, wie Camillus ein ſo großer Krieger und Feind der Volksfreiheiten war.

Doch nach Cannings Tode wieder ins Miniſterium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, ſeine Droh-

ungen zu erfüllen. Die Heiligkeit ſeiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen iſt ſchreckhaft, er wurde wider Willen der Emanzipator Irlands.

Was ſpäter folgte, iſt uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. ſich beugen ſehen, als er das Reichsſiegel zurückgab, haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widerſprüche im Oberhauſe und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesſtoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Verſuche in die Breſchen des Whigismus einzuſteigen, und jetzt einen Sieg, welchen wir für unmöglich hielten.

Was folgen wird, liegt im Schooße der nächſten Zukunft und der nächſten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem engliſchen Volke! Denn was iſt der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortſchritts? als ein Signalruf für die zerſtreuten Parteien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht einig werden können? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienſt leiſten, als wenn man es bekämpft. Die Reaktion hält die Kriſis auf; aber ſie macht ſie reifer. Das engliſche Volk iſt gerüſtet — ein Jeder ſteht auf ſeinem Poſten — wir werden ſehen.

Daniel O'Connell.

Das grüne Erin, dreifach geſchützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen, und im Innern durch ungebahnte Gebirgsſtraßen, war bekanntlich nicht zu allen Zeiten eine Zugabe, welche England ins Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelms III. gehorchte es ſeinen eignen Clans, und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigſtens illuſoriſch und formell das beſaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verſchaffen würde. Irland war mit ſeiner Unruhe, ſeinen barokken Einfällen, mit ſeiner glühenden katholiſchen Andacht immer bereit, die engliſche Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freiſtatt religiöſer und politiſcher Emiſſaire, welche Frankreich oder Spanien ſandte, und die den Adel und Pad mit ſeinem Iriſh Bull immer leichtſinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Ge-

rüchtes, für eine leiſe und improviſirte Demonſtration ins Feuer zu gehen. Wie oft ſich auch die Irländer getäuſcht ſahen, und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hilfe kommen ſollten, von den Bergen vergebens erwarteten, ſo gaben ſie ſich doch dem nächſten Prieſter mit fremdländiſcher Ausſprache leichtſinnig wieder hin, und hofften, der heilige Patrik werde ihnen endlich auf einer Armada den katholiſchen Himmel, von welchem ſie ſich ganz ausgeſchloſſen fühlen, zuführen, und Alles ins Gleis bringen, was ſie dann ohne Plan, tumultuariſch, auf eigne blutige Rechnung begannen.

Die Erſchlagenen heiſchten Vergeltung und die Rache geſellte ſich zum Fanatismus. Das religiöſe Kolorit des Widerſtandes verlor ſich in den Hintergrund, und die franzöſiſche Revolution fand Irland reif zur Anſprache politiſcher Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nicht mehr aus Loretto und Compoſtella, ſondern die Emigration, die franzöſiſchen Lilien, welche Irland ſo geliebt hatte, daß es franzöſiſch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten ſich nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf ſeiner Küſte, zogen ein Lager zuſammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechſelt.

Aber die heterogenen Elemente einten ſich nicht, die ganze Unternehmung ſcheiterte, und die Folge war für Irland die demüthigendſte; denn es verlor den Schatten ſeiner eigenen Repräſentation, und mußte gleichſam Alles das entgelten, was England ſich ärgerte, nicht über ſeine amerikaniſchen Verluſte verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die iriſchen Parlamente auf, deren proteſtantiſche Trümmer in das Unterhaus verſetzt wurden. Die katholiſchen Vertreter von mehr als ſechs Millionen wurden zurückgewieſen, da ſie ja an der Schwelle des engliſchen Parlaments den antipapiſtiſchen und ſymboliſchen Eid nicht leiſten konnten.

Aus dieſem Gewaltſtreiche Pitts und des engliſchen Parlaments entwickelte ſich der gegenwärtige Zuſtand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöſer Haß, nationelle Vorurtheile, Demagogismus und materielles Elend die erſten Rollen ſpielen.

Die Geſchichte hat es immer bewieſen, daß bis auf einen gewiſſen, ja vielleicht den äußerſten Punkt die Ideen ſchlagender wirken, als ſogar die Fragen der Exiſtenz.

Dis hungernde Irland, das ſich von den wenigſtens für das Volk ſparſamen Geſchenken eines ſonſt

fruchtbaren Bodens nährt, bis breite Elend, das mit dem Leben wegen einer ſchmalen Rinde Brodes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderſtehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen, die ringende Exiſtenz würde vielleicht zuletzt auftreten, um den engliſchen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menſchen das Thieriſche iſt, wird durch eine geheime Schaam verborgen gehalten, bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Geſtell, worin wir uns thieriſch alle gleich ſehen, zu bedecken. Aber zur Empörung treibt es, wenn dem glänzenden genährten Leibe eine ideelle Entſchuldigung gegeben wird.

Der iriſche Bauer erträgt den Reichthum neben ſich und vermißt in der Lehmhütte, neben ſeinem einzigen Beſitzthum, einem Ferkel und einem Maaß Kartoffeln für den nächſten Tag, nichts von dem Glanze, über den ſein Vetter und Sohn, der in London Schuhe putzt, oder die Bettlerkunſt mit witzigen Impromptus treibt, in ein ſchüchternes und uneigennütziges Erſtaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich iſt die rechtliche Beſchönigung des Elends, dem Gedächtniſſe ſteht die ganze Vergangenheit offen und ſättigt es mit engliſchem Haſſe.

Die Zehntenfrage ſchlägt in das Gebiet der Reli-

gion über, wo die kleine politiſche Reibung zuletzt unverſöhnlich wird. So öffnet ſich bald der Blick. Ganz Irland ſieht ſich von Unrecht umſchanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Geſetze in Händen haben, welche früher ſogar ihre politiſchen Intereſſen vertreten wollten und deren Geiſtlichkeit, Pförtner eines verſchmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armſeligen aber gutkatholiſchen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfaſſung, iſt in Irland die offne Wunde, welche niemals heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meiſt Proteſtanten, oder der Adel des Landes, welcher ſeine Ehre darin ſucht, in London die dritte Rolle zu ſpielen, und am Glanze der Monarchie Theil zu nehmen, zerſtückeln ihre Ländereien, weil ſie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelſtand finden: die Kultur der kleinen Diſtrikte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit der Grauſamkeit zweier Exekutoren, eines civilen und eines kirchlichen, welche zur Verzweiflung treibt, und die Brüderſchaft der Weißbuben organiſirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurück ge-

ſchlagen von den Rothröcken, ſich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zuſammen findet.

Dieſe ſogenannte prädiale Agitation iſt es, vor welcher die politiſche, der Demagogismus in geſetzlichen Formen, immer ſo emphatiſch zu warnen pflegt, und welche doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenoſſe des letztern iſt. Wenn auch die politiſche Agitation immer die Geſetze im Munde führt, ſo würde ſie doch bei Weitem nicht das impoſante Anſehen haben, wenn ihre Demonſtrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Exceſſen unterſtützt würden. Ihre Verwahrungen ſind nur formell und unvorgreiflich: die politiſche Agitation, welche wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln ſehen, iſt nichts als der geſetzmäßige Ausdruck dieſer halben Inſurrektion, der unantaſtbare Sekundant der Flintenſchüſſe, welche nächtlich in die Pfarrein und Pachthöfe fallen, der geſicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erſte Sprecher aber und Parlamentair dieſes geſetzmäßigen Demagogismus iſt das iriſche Omega: Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigne oder benutzte Leidenſchaften in der Geſchichte hervorgerufen worden ſind, vertraut iſt, weiß, daß für die Dema-

gogie eine Menge von Regeln vorhanden ſind, welche ſyſtematiſch zu ordnen keine müßige Erfindung iſt. Das Betragen der Piſiſtratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius ſteht auf der einen Seite, und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier iſt nichts ohne Plan und Methode, hier iſt nicht Alles bloße Willkühr und hingeſtellte Abſicht, ſondern die Demagogie hat ſo gut ihre Macchiavellismen, wie die Autorität, welche ſich erhalten will.

O'Connell hat die Geſchichte mit dieſer Rückſicht ſtudirt, kann aber zu dem überlieferten Syſteme ſo viel Neues geben, daß wir einſehen, eine Agitation, wie die ſeinige, iſt noch nicht vorhanden geweſen. Das Neue liegt bei ihm in ſeiner wunderbaren Stellung, in dieſer kron= und ſcepterloſen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrſchaft über Millionen, in dieſem Vertrauen eines ganzen Volkes, das ſeinen Günſtling und Fürſprecher ſogar auf eine Civilliſte ſetzt, welche ihm den Schein eines angeſtammten Herrſchers gibt.

O'Connell iſt den alten Demagogen ſchon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung ſeines perſönlichen Ehrgeizes doch nicht darauf denken kann, für ſich ein poſitives Reſultat, irgend eine Würde oder erbli=

ches Anſehen, kurz mehr zu erobern, als für ſein Vaterland die unbeſtrittene Möglichkeit, ſich bequem und mit Vorſorge für das allgemeine Wohl und die Verkürzung des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck ſeiner Agitation kann niemals die Deviſe Dan I. geweſen ſeyn, eine humoriſtiſche Schilderhebung, welche auf die Rechnung des Iriſh Bull kömmt; ſondern das Ganze iſt, die genannte Zukunft ſowohl zu befeſtigen, als zu beſchleunigen.

O'Connell ſieht ein, daß ſein ganzes Syſtem auf drei Grundſätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde immer in eiterndem Zuſtande zu erhalten, auf den Schein der Geſetzmäßigkeit und auf die Sicherung ſeiner Perſon.

Irland weiß, daß es ſeine Konzeſſionen nur erzwingen kann, und daß das Drohende in der Maſſe liegt; daher O'Connells nie ermüdende Aufforderung Vereine zu bilden, und durch Symbole das auszudrücken, was nur durch die Verſöhnlichkeit noch in ſeinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Geſetze zu thun, und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch ſeine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englichen Macbeths gleichſam durch eine Un-

möglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunſinan herankäme, und behauptet, nur die würden ſie beſiegen, welche nicht geboren ſind vom Mutterleibe, und doch ſteckt hinter dieſen Prophezeiungen eine delphiſche Schlauheit.

O'Connells Geſetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo ſie nahe an Satyre ſtreift. So organiſirte er z. B. kurz vor der Emanzipation das katholiſche Irland in der Abſicht, die Aufregung ins Höchſte zu ſteigern; doch drückten ſeine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem, was er wollte, ſo daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundſchaftlicher klingen konnten.

„Alle katholiſchen Irländer, ſagte er, alle die, welche eine moraliſche, politiſche und religiöſe Reform wollen, mögen ſich — in Haufen von hundert und zwanzig Perſonen vereinigen. Dieſe hundert und zwanzig Perſonen mögen dann unter ſich einen Anführer unter dem Namen Friedensſtifter wählen, der ſeine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt, und wenigſtens einmal des Monats zur Beichte geht."

Der Kontraſt dieſer Beſtimmung mit dem, was ſie eigentlich ſagen ſoll, gibt ihr eine lächerliche Wirkung; aber ſie bezeichnet vollkommen O'Connells Sy-

ſtem, der den Einfluß der Geſetzmäßigkeit auf die Maſſe kennt, und davon überzeugt iſt, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbſt ſeinen Egoismus hat O'Connell verſtanden an das Intereſſe der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade ſo viel Werth auf ſeine Nothwendigkeit für die iriſche Sache, als zugleich hinreichend iſt, ſeine eigne Perſon in Sicherheit zu bringen. Während ſein Mund mit dem Stachel eines feinen und ſpitzen Accents nicht müde wird zu verwunden, und er mit ſchonungsloſer Härte jenſeits in Irland das wieder erzählt, was er an Perſonen und Begegniſſen in London erfahren hat, ſo gibt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit ſo viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, ſondern geſteht mit leiſer Stimme zu, daß die Ausforderung an der rechten Stelle iſt; zuckt aber dann die Achſeln, ſieht gen Himmel und ruft ſchmerzlich aus:

„Ich habe einmal einen Menſchen erſchoſſen, den Squire Deſterre im Jahr 1812; die Kugel ging ihm mitten durchs Herz, und ſeitdem hab' ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menſchenblut zu ſchonen!"

Was läßt ſich dagegen ſagen? Mit dieſem ſeinen ſcheinheiligen Spiele, hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede, und bedient ſich deſſelben verſchwenderiſch, ohne ſeine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingeſtehen, daß dis eine für den Demagogen unerläßliche Maaßregel iſt; denn wo ſollten ſeine Invektiven hinaus; wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, der ihn inſultirte, ſtehen müßte, oder keine Aeußerung über Perſonen geben dürfte, ohne dabei fortwährend ſein Leben als Siegel und Zeugniß einzuſetzen? Das Bequeme und Behagliche dieſer Maxime kömmt auch nicht einmal als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Deſterre hat es ganz ſeine Richtigkeit, und Jedermann weiß davon.

Einen großen Vorſprung in der Erfüllung ſeiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Reſten, welche ihm von ſeiner erſten Erziehung geblieben ſind. Denn obwohl Advokat ſeinem Gewerbe nach, ſo kam doch die Perücke dieſes Amtes auf ein Haupt, das durch die Tonſur ſchon für den Prieſterſtand beſtimmt war. O'Connell, der Sohn einer angeſehenen, aber nicht vermögenden Familie, ſollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie faſt alle jungen iriſchen Geiſtlichen, in dem franzöſiſchen Seminar zu St. Omer er-

zogen. Der große Agitator hat einſt das Meßgewand getragen und bei den Reſponſorien ſich in der Kunſt geübt, zur rechten Zeit einzufallen, ohne welche man ſchwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Miſſale auf die heiligen Väter über, auf Chryſoſtomus und Auguſtinus, wo ihm gewiß bei der Lektüre des Traktats de Civitate Dei die politiſchen Folgerungen noch ganz fern lagen. Man ſagt, daß der junge Prieſter mit voller Hingebung ſeinen geiſtlichen Studien obgelegen haben ſoll, und kann deshalb auch nur in der nächſten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminariſten von den Lenden that und ſie mit dem Schwerte des Advokaten gürtete.

Dieſe energiſche Anlage der Natur, dieſe glühende Phantaſie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen gibt. Aber das Prieſterliche ſteht dem Agitator durch Kunſt und Natur noch immer zu Gebot, und hilft ihm, die Gemüther der katholiſchen Menge zu erobern. Er iſt ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politiſcher Luther des Katholicismus.

Die Parole, welche ihn überall empfängt, iſt: Gott und O'Connell!

Man ſollte es nicht glauben, wenn man die parteiiſchen und doch wieder ſo indifferenten Berichte der Zeitungen hört, welche Alles herunterziehen in Alltäglichkeit und Zweifel, daß O'Connells Name Wunder wirkt; ja der Fluch der Politik, daß man immer draußen ſeyn muß auf dem lärmenden Markt, und ſich immer preisgeben an die tägliche Neugier des Speculanten oder Kannengießers, zieht auch eine ſolche Erſcheinung, wie die O'Connells, in die ſpöttiſche Beurtheilung herab, und hat uns längſt erkältet in der Würdigung dieſes Mannes, der uns zu viel im Vorgrunde ſteht, der ſich überall präſentirt.

Allein man abſtrahire einmal von der Journaliſtik, von den Intriguen der Londoner Kabinetszuſammenſetzungen, von der Taktik im Unterhauſe, und gehe nur zurück auf Irland, ſo ſieht man, wie O'Connell den Schmutz des engliſchen politiſchen Lebens vom Leibe ſchüttelt, ſich ganz auf die Hingebung ſeiner großen Aufgabe iſolirt, und mit einem glühenden, andächtigen und unglücklichen Volke zuſammenſchmilzt, das ihn anbetet, deſſen Sprache er redet, und in deſſen Anſchauungen er lebt.

O'Connell ſoll aus ſeinem katholiſchen Glauben ſich keinen deiſtiſchen Hausbedarf herausgenommen haben; wie denn ſeine ganze Oppoſition keine Prinzipientendenz, ſondern eine hiſtoriſche Nothwendigkeit iſt, zu deren Organ ihn der Zufall oder das Geſchick machte. Wenn ſich O'Connell ganz an die natürliche Empfindung ſeines Volkes hingibt, ſo iſt weder von einem Jakobiner noch von einem Jeſuiten ein Schein vorhanden; er reduzirt ſich dann ſelbſt auf eine hinreißende Einfachheit, welche ihm im Parlament, im Gewühle von tauſend gemachten, gelogenen und künſtlichen Dingen ſchon die glänzendſten Triumphe verſchafft hat, und wovon man erſt jüngſt wieder eine Probe hatte, als er über die Füſilirten von Rathcormac ſo wahre und wehmüthige Worte ſprach.

Dis iſt der Reſt, der O'Connell vom Prieſter geblieben iſt; ein Schlüſſel, der ihm die Herzen ſeines Volkes öffnet: nicht pfäffiſcher Trug, ſondern ächte Salbung und geiſtliche Verſöhnung.

Bei der Emanzipation Irlands lag das Hiſtoriſche weniger in dem Reſultat.

Denn den Völkern iſt es beim Stande der gegenwärtigen Aufklärung keine Ueberraſchung mehr, wenn

die Unterſchiede des Glaubensbekenntniſſes politiſchen Rechten keine Schranken geben ſollen.

Nur die Thatſache des Siegs war überwältigend, weil die Inkonſequenz der verweigernden Partei reich ſeyn mußte an Folgerungen, welche der Hoffnung auf die Zukunft und der Macht der andern Partei zu Gute kamen. Die Nation ſah, daß das große Wort des Torysmus der Stimme des Volks gegenüber verſtummen mußte, daß die Stimme der Parteien ſich nach den Zeichen des Wendekreiſes richtet, in welche ſie gerade tritt; daß es etwas Unwandelbares gibt über dem Lager der Eiferſucht, welches ſich Weg bahnt, auch ohne den Anrufenden die Parole des Tages zu ſagen.

In der That glauben wir an eine tiefe Macht der Geſchichte, welche verborgen iſt, maulwurfsartig, wie der Geiſt im Hamlet, eine heimliche Kraft, welche ſich ſelbſt erzeugt und an das Werdende, an die Partei, an die Unverſöhnlichkeit immer in der Form des Unerläßlichen ſpricht, und die Nothwendigkeit der Konzeſſionen mehr herausſtellt als ein gezogenes Schwert oder auflodernde Brandſtiftung.

Dis verhüllte Geſetz der Völkerſchickſale kann einen Augenblick hindurch einmal der Bundesgenoſſe irgend

eines Feldgeſchrei's ſeyn; doch iſt es ſo göttlicher Natur und rein von den ſich drängenden Leidenſchaften, daß es ſelten auf der Seite des Siegers ſteht, des Siegers, welcher befeſtigen will, was er eroberte, der von dem Weltgeiſte ſchon längſt wieder verworfen iſt und Raum machen muß, wäre es auch vor dem Syſteme des Widerſtandes; vor einem Syſteme, das der verborgenen Macht unterſter Handlanger iſt, weil es die himmliſche, die ideelle Negation, die Negation des Fortſchrittes repräſentirt in ihrer äußerlichen Art, als irdiſche Negation, als Negation der Leidenſchaft, der Thorheit und der Unverbeſſerlichkeit.

So ſtrauchelte auch der Torysmus nicht an der Uebermacht ſeiner Gegner, ſondern an dem, was unerläßlich geworden war. Die zwiſchen Wellington und Winchelſea gewechſelten Piſtolenſchüſſe waren das ironiſche Lächeln des verborgenen Geiſtes, welcher auf die Männer der Geſchichte drückt wie ein Alp.

Die Emanzipation der Katholiken iſt eine Garantie, daß die Geſchichte nicht mehr gemacht wird durch eiſerne Charaktere, welche ſich wechſelsweiſe vernichten und die Herolde der Revolutionen ſind, ſondern durch Girouetten, die durch ihre Gegenwart ihre Vergangenheit Lügen ſtrafen, durch Fahnen, welche für ihre De-

viſe zum Tode geſchworen hatten und von einem Winde gedreht werden, von dem man nicht weiß, von wannen er kömmt und wohin er fährt.

Parteien ſind nur die Werkzeuge der organiſchen Natur der Geſchichte, welche von innen heraus die Völker beglückt, frei macht, der Wahrheit den Sieg gibt und in England auch die Emanzipation und die Reform ſchützen wird.

Die Theologie beſtreitet vielleicht, daß das Paradies am geſichertſten iſt, wenn man die gefallenen Engel zwingt, ſich mit flammenden Schwertern zu ſeinem Schutze zu ſtellen.

Ueberhaupt welche Rolle ſpielt die Theologie in den Stürmen unſers modernen Lebens! In England und Irland ſieht man eine Geiſtlichkeit, welche des Erlöſers Spruch längſt vergeſſen, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt. Dieſe Kirche hat die Verſuchung in der Wüſte nicht überſtanden: das Füllen der Eſelin und die Thränen von Gethſemane kennt ſie nicht. Mit rauſchenden Gewändern wallt ſie durch die Säle der Herodes, und findet einen Triumph der Religion darin, mit den Gaſtmählern der Landpfleger zu wetteifern. Das biſchöfliche Pallium iſt über weltliche Kleider gezogen, und in den politiſchen Fundamenten des Got=

tesdienſtes das Heilige der Konſequenz der Heiligkeit ſo ſehr vergeſſen, daß ſich der Proteſtantismus nicht ſchämt von einer Gemeinde bezahlt zu werden, welche ihn verkezzert, und für das Abendmahl einen Wein vom Katholizismus zu nehmen, der im Genuſſe deſſelben Heidenthum ſieht. Denn es kümmert freilich keinen Kaufmann, einen verfluchten Heller in ſeiner Kaſſe zu haben; doch ſollte der Prieſter heilig achten das Nehmen und das Geben, beides nach dem guten Willen. Hier iſt die Religion keine Tröſterin mehr und die unſichtbare Pforte der Ewigkeit, ſondern eine Kommandite jener Wechſelhäuſer, die Chriſtus aus dem Tempel trieb.

Und wer hätte nöthiger für ſein Allerheiligſtes zu ſorgen, als die Kirche? Wer ſetzt ſich hin als das Unterpfand, daß ſich das Chriſtenthum in ſeiner welthiſtoriſchen Stellung erhält? Wer kann die Zeichen deuten, welche heraufziehen an dem Horizonte der Gemüther und von dem Evangelium Merkmale verlangen werden, welche einſt da waren (denn das Evangelium war für die Ewigkeit) und welche verloren gegangen ſind, während die Jünger ſchliefen?

Unſre Zeit, vor einer überſtarken, vereinzelten und inquiſitoriſchen Alleinherrſchaft der Kirche durch die

Vernunft geſichert, will das Heilige vom Weltlichen trennen, damit das Eine nicht in des Andern Sturz hineingezogen werde. Die Trennung von Kirche und Staat iſt wahrlich eine Forderung, die nicht von der Feindſchaft ausgeht. Die engliſche Hochkirche hat einen Kampf zu beſtehen, der damit enden wird, daß ihre Heiligthümer in den Koth geworfen werden. Man wird die göttliche Offenbarung mit rohen Händen betaſten, und den Himmel wie die Götzen behandeln, welche der Muſelmann unter dem Sattel eines erlegten afrikaniſchen Heiden findet.

Wer das Chriſtenthum liebt, ja ſelbſt der, der es mehr als weltgeſchichtliche Evolution betrachtet, oder es als eine zärtliche, ſagenreiche Mutter, von welcher euer Geiſt die erſte Nahrung ſog, mit kindlicher Theilnahme anſchaut, ſieht mit Schmerz dieſe Gewitter heraufziehen, welche damit enden werden, daß das Himmliſche ſich wieder zurückziehen muß in die Schlupfwinkel der Berge, in dunkle Verſtecke, aus welchen das Wild des Waldes ſtutzig auffährt, in eine Einſamkeit, die nicht eher aufhören wird, ehe ſich die Plünderung nicht legte und die Entwürdigungen der Ewigkeit von der roheſten Nemeſis zerriſſen ſind.

Betet, daß dieſer Kelch vorübergehe!

Man kann ſich von dieſen Gedanken nicht losmachen, wenn man jenes Gemiſch des Heiligen und Weltlichen ſieht, welches in England die Tagesordnung ausmacht.

Wir glauben nicht, daß ſich O'Connell ſeine große Aufgabe durch ſolche Betrachtungen trüben wird. Er ſieht eine Wirklichkeit vor ſich, welche mächtig genug iſt, ihn an den Augenblick zu feſſeln, und ſeine Thätigkeit in einzelne kleine Theile zu zerſtückeln. Dis ewige Wiederaufnehmen einer und derſelben Frage, dieſe Wiederholungen von Dingen, welchen man erſt Glauben ſchenkt, wenn ſie zum Gemeinſpruch geworden ſind, dis Geizen mit dem Verſchwenderiſchſten, das uns zufließt, mit der Zeit, hätte Jeden Andern bis zum Tod ermüdet.

Die Dinge ſtanden ſchon oft in Irland ſo auf der Spitze, daß die organiſirte, in Banden und Uniformen das Land durchziehende Menge nur das Signal der erſten Ordner zu vollſtändiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einſicht in den Thatbeſtand dem kommenden Ereigniſſe dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot, und nothwendige Rückſchritte nach ſich zog, weil es keinen Stillſtand in Begebenheiten gibt,

die wie geladenes Feuergewehr drohen, und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig ſind!

Man ſprach auch ſchon oft davon, daß O'Connel dieſer kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde ſei und ſich ſehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerſte Spitze Europa's gegen Amerika hin, in den Schoß einer zahlreichen Familie, die das einſame Kloſter und die labyrinthiſchen Nebengebäude ſeines Wohnortes — eine architektoniſche und reizende Vermiſchung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karawanen beſucht, und ſich Recht ſprechen läßt in Familienzwiſten von ihrem Advokaten-Prieſter, der ein patriarchaliſches Anſehen unter ihnen genießt.

Doch die Schürzung des Knotens, die immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalverſammlungen, auf die Präſidentenſtühle der politiſchen Gelage, auf den Sitz im Parlament. In London verwickelt er ſich dann in die Intriguen der Parteien, die ſeine Stimme erobern möchten, und durch Ehrenbezeugungen einen Naturmenſchen in Verlegenheit ſetzen. In London ſtrauchelt er hie und da auf dem ſchlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er ſoll dem Einen zuſagen, was er ſchon dem Andern verſprochen

hatte, er ſoll es zuweilen vergeſſen, da einzufallen, wo man ſeiner bedarf, er ſoll bald die Radikalen compromittiren, welche ihm ihre taktiſchen Angriffe, bald die Miniſter, welche ihm ihre Geheimniſſe anvertrauten.

Das Miniſterium Grey, ſo denkwürdig mehr durch ſeine Nothwendigkeit als durch ſeine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtſamkeit zu Grunde, da er in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelaſſen hat.

Dieſe Unbehaglichkeit einer unheimiſchen Stellung iſt der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhauſe gelangt, in iriſchen Angelegenheiten ausgenommen, wo er der Kern eines langen Schweifes iſt, der ihm treu bleibt, weil er ſich zuletzt in die Nebel enger Verſchwägerung und Blutfreundſchaft verliert. O'Connells Züge klären ſich auf, wenn ſich das Ende der Seſſion nähert; dann ſieht man ihn ſchneller durch die Straßen Londons ſchreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenſchirm wie ein Feldwanderer über die Achſel gelegt, oder damit gegen die Luft fechtend, ein iriſches Volkslied ſummend und begrüßt von ſeinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtet die Heimath nicht, ob er gleich ſchon

oft ihr verſprochen hat, ſie in ſechs Monaten zu dem glücklichſten Lande der Erde zu machen, und im Parlament die kleinſte Beſchwerde aufzuheben, die den Kleinſten drückt. Die Völker tragen nichts nach: ſie tragen O'Connell nicht nach, daß er einſt vor Georg IV. kniete, weil er verſichert, daß er ſich jetzt deſſen ſchäme: ſie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er erſt ſtimmte, und deren Erneuerung er ſpäter zuzulaſſen verſprach; denn ſie wiſſen, daß er es auf Rechnung größerer Zugeſtändniſſe that, zu welchen ſich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht iſt gegen den guten Willen nachſichtiger, als das Volk, das ſich in ſeiner Geſammtheit zu ſtark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt dieſe ſanfte und linde Moral der Völker, und ordnet ſich deßhalb der Laune ſeiner Nation gänzlich unter. Man höre, wie er zitternd einlenkte, als ſeine neuliche Erklärung über den Zehnten auf einen Augenblick ſeine Zuhörer ſtaunen machte! Wer ſich in die Seele großer Männer zu verſetzen weiß, wird eine Thräne über jenes ungerechte Oh! nicht haben zurückhalten können; denn wenn es ſchmerzlich iſt, die Treue verkannt zu ſehen, ſo iſt es noch ſchmerzlicher, wenn die Treue den Schein der Dienſtbarkeit

oder der Entäußerung eines gigantiſchen Willens annehmen muß. Aber Reibungen dieſer Art vergehen wie die Laune einer Geliebten.

O'Connell erreicht jetzt ſein ſechzigſtes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, deſſen Sklave zu ſein er ſich überwinden konnte. Die Magnete von Millionen Herzen werden einſt ſeinen Sarg ſichtbar ſchwebend erhalten, wie den des Propheten in der heiligen Mekka.

Doctor Francia.

Am glänzendſten entfaltete ſich die Macht des Chriſtenthums, wo es nicht zu dem Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäiſchen Monarchien ſeine Zuflucht nahm, ſondern zu ſeiner eignen Naivetät und den Nürnberger Spielſachen, durch welche es verbreitet worden iſt unter den Indianern der neuen Welt.

Die Miſſionarien aller Konfeſſionen gingen auf den Urſprung der Lehre zurück, auf Jeſus, den Sohn eines Zimmermanns, auf die Fiſcher, auf die Zöllner, denen die Gnade der Viſionen zuerſt geworden war. Das Chriſtenthum warf ſeine Infuln und Tiaren ab, das biſchöfliche Pallium und die ſammtenen Mäntel der Kardinäle und zeigte ſich flink, handwerklichen Urſprungs, in Hemdärmeln, und half, rüſtig die Axt ſchwingend, die Urwälder lichten, der Civiliſation Wege bahnen, Hütten bauen und die Felle der Thiere gerben, um ſich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen

zu ſchützen. Jede einzelne Profeſſion der Apoſtel kam hier wieder zum Vorſchein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man die weinende Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken ſchälte, um Kanots zu bauen, erzählte man von dem See zu Kapernaum und dem Waſſertreter Petrus; wie man ſein Veſperbrod aß, erzählte man die Wunder der Speiſung, die Geſchichte von den dreitauſend Mann und den fünf Broden, die Weinmetamorphoſe; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne ins Meer tauchte, dann ſetzten ſich die frommen Wilden und ihre neuen Prieſter unter das Dach einer Baniane und ſprachen von Gott, von der Menſchwerdung, und dem ewigen Leben, indem ſie hinaufzeigten auf das Firmament, auf die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Die Propaganda war es, die in Amerika dem Katholicismus Triumphe verſchaffte, gegen welche die Kämpfe mit Kaiſer und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos ſind.

Die Schüler Loyola's erkennt man jenſeits des Ozeans nicht wieder. Vergeſſen ſind die fürſtlichen Beichtſtühle, vergeſſen die Grundſätze macchiavelliſtiſcher Prinzenerziehung, vergeſſen die Principien des Königs-

mordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement: und nichts iſt zurückgeblieben, als der wahre Grundſatz der Geſellſchaft Jeſu, die Aufklärung und das Bedürfniß mit der Tradition und dem Dogma zu verbinden.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet: die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet, und die Benediktiner zu viel Wiſſenſchaft. Die Jeſuiten, dieſe weltlichen, mit dem Konflikt der Zeit vertrauten, man möchte ſagen proteſtantiſchen Prieſter des Katholizismus, halfen allein; denn ſie waren praktiſch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Roſenkranzes um die Achſe einer trägen Hand, ſie griffen zu Karſt und Spaten, und lehrten die Völker, nicht nur ſelig, ſondern auch glücklich werden. Die Klöſter wurden die Stationen der ſich Bahn brechenden Civiliſation. Der Glaube war nur das Zubrod der erleichterten Exiſtenz, er wurde nur gepredigt durch Beiſpiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit, und durch Sitten, welche ſich von ſelbſt milderten.

Südamerika iſt die Schöpfung des edelſten Jeſuitismus, und nur diejenigen, welche kein Heil für die Menſchheit ſehen, ehe ihr nicht ſo gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche oder im Dome von Mag-

deburg, werden das Bewundernswürdige dieſer Thatſache nicht zu ſchätzen wiſſen.

Ein großer Theil des Unterſchieds der ſüdamerikaniſchen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte ſich auch zunächſt aus der kirchlichen Verfaſſung der ſpaniſchen Kolonien.

Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrſcht, wo unermeßliche Länderſtrecken von dem Winke eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorſchub; aber ſie greift auch nicht tief hinunter in die Maſſe, welche von den Parteikämpfen der Ariſtokratie nur inſofern berührt wird, als ſie von der letztern abhängig iſt. Das Geheimniß der polniſchen Inſurrektionen, die ſich ſo ſchnell auffattelten, liegt in dieſer Verfaſſung, ſo wie man auch in England eine kompakte, rebellirende Majorität ſehen würde, wenn die Revolution ausginge von der Ariſtokratie.

Eben ſo iſt das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerſtand iſt leichter organiſirt bei großem Beſitz, und die katholiſche Kirche da, wo ſie in Südamerika nicht civil und wie der Jeſuitismus blos pädagogiſch geworden iſt, konnte aus dieſer Rückſicht nur ſtörend auf den Gang der Begebenheiten einwir-

ken. Ihr großes Anſehen iſt ihr geblieben, und die neue Ordnung der Dinge hatte ſich ihr erſt da verſöhnt, als der Katholizismus in allen dieſen ſchnell etablirten Staaten als offizielle Religion anerkannt wurde.

Man ſchließt hieraus, wie unvorhergeſehen die ganze ſüdamerikaniſche Emanzipation war, wie vieler äußerer Umſtände ſie bedurfte, um ſich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Konturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in einer genialen Improviſation gezogen worden ſind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erſtarken können: es hatte durch Journale und die veröffentlichte Oppoſition freiſinniger Beamten ſein Urtheil bilden können; es war in politiſcher Rückſicht befeſtigt, und hatte das Prinzip der Republik überall ſchon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältniſſe dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verſchiedenſten Umſtände, ja ſogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, für welche ſich keine andere Abhilfe finden ließ, als eine revolutionaire. Die Erſchütterungen des Mutter-

landes waren in den Kolonien ohne Berechnung, ſo daß die Pflicht der Unterthänigkeit an ſich ſelbſt irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinſel kamen, brachten die verſchiedenartigſten Nachrichten. Wenn ſich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, ſo vernichteten die Traktate von Bayonne wieder ihren beſten Willen, und zwangen ſie, für Joſeph Partei zu nehmen. Entſchied nun die Gährung, die allerdings nicht fehlte, dennoch für die entſetzten Könige, ſo war hier die Revolution Folge des legitimſten Signals, und mußte zuerſt damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch dieſe, bei ihrer heilloſen, karthaginenſiſchen Politik, die Colonien in Feſſeln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine offizielle Berufung; aber wie lange? Bis die Reſtauration Luft geſchöpft hatte, die Cortes abſchaffte, und jene Behörden in den Bann erklärte, welche doch legitim handelten, und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereigniſſe auf der Halbinſel zu folgen, jetzt ſich ohne Weitres der erſtarkenden Prinzipienrevolution in die Arme warfen.

Hier iſt es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns ſpüren, und zwar mit Früchten, welche unglaublich ſcheinen, denn Alles, was an Tendenz, an

Prinzip ſich in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthuſiasmus neuer Ideen dort entſtanden iſt, war die Folge des Jeſuitismus, und jener Bildung, die man auf den Univerſitäten von Cordova, Cartagena und Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitiſche Prinzip des Loyolismus bildete ſich allmählich zu einer freien Weltanſicht aus, zu einem Syſtem der Menſchenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, welche auch in Europa die morſchen Fundamente des politiſchen Gebäudes zu benagen anfing. Obſchon ſo weit von Rom und Sparta entfernt, ſchwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenſchaftliche Creole wurde elektriſirt von dem Rouſſeau'ſchen **retournons à la nature**; und die Werke von Robertſon und Raynal ſtudirte er mit um ſo größerer Hingebung, als ſie für Amerika ſelbſt geſchrieben waren.

Aber hier iſt es auch, wo wir ſtehen bleiben müſſen, um den Schlüſſel zu einem verſchloſſenen Charakter und einem verſchloſſenen Lande zu finden. Bis auf die Encyklopädie, vielleicht noch bis zur Deklaration der Menſchenrechte, reicht die Bildung, deren genialſte und originellſte Repräſentation wir in Don Joſe Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Die Schreckens=

herrſchaft iſt ſo eben angebrochen; Robespierre ſchreitet ſtolz einher mit dem Blumenſtrauß am Feſt des höchſten Weſens; der Despotismus der Tugend und Beſcheidenheit iſt die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde iſt ſchon hingeopfert — Doktor Don Cornelio Saavedra — Marat ſtarb in ſeinem Blute — Doktor Don Mariano Moreno — Danton ging unter, weil er den Gott im Laſter ſuchte — Doktor Caſtelli. Die todtbleiche, grauſame Mäßigung Robespierre's herrſcht — Doktor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrſcht und geglaubt haben, die Menſchen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrſchaft noch nicht begonnen; der kriegeriſche Ruhm gibt noch keine Anſprüche, Napoleon ging noch nicht über den Symplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuſcher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, ſchon angeſteckt von dem Beiſpiele Napoleons, aber Napoleons ſo, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und ſo ſchüchtern war, daß ſich erſt Weiber in ihn verliebten mußten, um ſeine Tapferkeit an den

Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleoniſirend und eiferſüchtig, der auf den erſten Konſul, der auf die Nebenbuhlerſchaft Klebers und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eiferſüchtig auf den Gipfel des Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812, und ſo früh geknickt, wie dieſe.

Alle dieſe unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatiſchen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Rieſenſchlangen und Mosquitos, zerſchellen an einander, und die Freiheit ſiegt nur negativ, indem ihre Anwalde unterliegen, und die Zonen, die ſie beglücken will, kleiner werden. Fahrt hin!

Wir ſtehen noch am Rio de la Plata und ſeinen Nebenflüſſen, an den Zweigen der Andes, welche nur ſilberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswieſen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Roſſe, und den amerikaniſchen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte,“ in Buenos-Ayres, in der ſilbernen, argentiniſchen Republik.

Die Direktorialregierung von Paraguay entwickelte

ſich ſchon aus den erſten Kämpfen der ſpaniſchen Kolonien mit dem Mutterlande, auf demſelben Wege, welchen wir ſchon nannten, dem der Verlegenheit, wie man ſich bei den Umwälzungen der Halbinſel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata, und riß ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft los, indem es ruhig den Ereigniſſen folgte, welche von der Hauptſtadt dieſer großen Statthalterſchaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt ſich deshalb am beſten über den Urſprung der Herrſchaft des Doktor Francia auf, wenn man im Stande iſt, ſich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorſtellung zu machen.

Von der argentiniſchen Republik ging die Befreiung Südamerika's aus: ihr erſter Verſuch gelang, und die Intereſſen kreuzten ſich hier gerade ſo wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft geſichert war. Denn nicht nur, daß die ſpaniſche Beſatzung geringer war als auf der weſtlichen Küſte, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmiſchung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treuloſigkeit und Intereſſe verfuhren, leiſtete der Revolution den glücklichſten Vorſchub. Von den erſten Kämpfen ge-

gen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, welcher für die Unabhängigkeit der rechte ſchien, verwickelten ſich die Intereſſen unauflöslich.

Die Vicekönige löſten ſich ab, während die alten Befehlshaber ſich kaum befeſtigt hatten; und die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da ſich der Zuſtand der Parteien fortwährend veränderte. Der Franzoſe Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Anſprüche Europa's, und während man glauben mußte, daß er die Kolonie für die Uſurpation ſeiner Landsleute retten wollte, ſtellte ſich weiter heraus, daß er Bourboniſt war, und an den alten ſpaniſchen Thron dachte, ja ſogar an Braſilien, von wo aus die intrigante und leidenſchaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen ſpringen ließ.

So wirrte ſich Alles in einen labyrinthiſchen Knäul zuſammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rückſichten durchhieb, da ſie nur der Zukunft und ſich ſelbſt verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des erſten Decenniums unſers ſtürmiſchen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regie=

rungsjunten zuſammen, und in Dolores ſtand der Märtyrer der mexicaniſchen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüſt Zeugniß zu geben von dem, was die Zukunft an ſeinem Tode rächen würde.

In Buenos Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blau- und weiße republikaniſche Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrſchaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der ſpaniſche Widerſtand recht organiſirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advokaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, miſchten ſich ein, das Syſtem aber, das man bei dieſen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das Fouché einſt zum großen Aerger des Kaiſers und zu ſeinem eignen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich ſterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete der Chef der geheimen Polizei, der ſich hier ſelbſt verrieth, „ich werde ſo viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich iſt."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte ſich in die Revolution, und Francia bewies, daß er die

Grundſätze herrenloſer Zeiten vortrefflich inne hatte. Er ſchnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab, und beeilte ſich, ſeine Eroberung innerlich zu befeſtigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Konventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den ſpaniſchen Heerführern die glücklichſten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den Prozeß der Gefangenen ein, welches immer ein ganz kurzer war. Francia überließ die Vertheidigung ſeines Erbtheils den Doktoren und Advokaten von Buenos-Ayres, ſeinen Univerſitätsfreunden aus Cordova, und ſtudirte ruhig in Aſſumcion den Macchiavell.

Erſt als die thätigen Provinzen ausruhten, und man der ſpaniſchen Unmacht im Lande ſo gewiß war, daß man den ächten Libertador Südamerika's, San Martin, über die Anden und den Deſaguadero in die Goldländer ſchicken konnte, da ſah man in Buenos-Ayres ein, daß die prokonſulariſche Herrſchaft von Paraguay eine ſchlechte Konſequenz der neuen Dinge ſei,

und ſchickte den General Belgrano ab, dieſe Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut geſehen, und fürchtete die blinden Entſcheidungen des Mars; deshalb griff er zu alten hiſtoriſchen Liſten, forſchte in Roms Geſchichte vom Traſimenerſee bis zu den Tagen von Capua, und leitete eine ganz humane, unblutige Myſtifikation ein.

Er ſtellte dem anrückenden Zuge keinen Widerſtand entgegen, Tage lang nicht, bis derſelbe in einer Nacht dicht vor Aſſumcion ſtand, und ſich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben ſah.

Waren dis Mährchen aus Cornelius Nepos? Waren dis die glühenden Stiere des Hannibals? Oder die zahlloſen Aufgebote eines allgemeinen Landſturms?

Der Exekutionsgeneral erſchrak, nahm den Rath des Doktors an, der ihm lächelnd Proviant und Geſchenke für die Junta in Buenos-Ayres und ſeine terroriſtiſchen Schulkameraden anbot, und zog ſich, bis an die Gränze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in ſeine Kaſernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwiſchen ihren langwierigen Kampf mit dem rivaliſirenden Montevideo begon-

nen, ſie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Braſilien wenden, welches Anſprüche machte auf die Banda Oriental. Dieſe Zwiſtigkeiten währten bis zum Jahr 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem ſchaffte.

Rechnet man die Anſtrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Weſten hin koſtete, ſo begreift man, wie viel Zeit die Uſurpation von Paraguay gewann, ſich zu befeſtigen, ſich chineſiſch gegen das Ausland und die ſchwankende Tagesgeſchichte abzuſchließen, und einen Zuſtand zu erhalten, der uns für den vulkaniſchen Boden von Südamerika unmöglich ſcheinen möchte.

Paraguay ſelbſt iſt einer der fruchtbarſten Binnenſtriche von Südamerika. Reichthum der Vegetation wie überall in dieſem geſegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünſtigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebſt dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland ſo neugierig ſein, und die Theepflanze ſo ſorgfältig beobachten! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des perſönlichen Einkommens des Diktators; denn er ſelbſt, der Doktor, iſt erſter Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte

ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbeſſerungen Linné's, und die Wiſſenſchaft im Auge hatte.

Die Bewohnerzahl iſt gering, und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Meſtizen, Farbenſchattirungen aller Art begegnen ſich in Aſſumcion; der Reſt auf dem Lande ſind Indianer, zahme, halbzahme und wilde. Dieſe letztern können, wie die Darmſtädter das R, das F nicht ausſprechen, wobei alſo das Staatsoberhaupt immer um einen Buchſtaben zu kurz kommt und keineswegs an die Freiheit, die in ſeinem Namen liegt, erinnern kann.

Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der baroken Naturſitten Amerika's: ihre Frauen eſſen kein Fleiſch, gleichſam um nicht zu verwildern, ſie laſſen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, welche der Malthusſchen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statiſtik des Staates wenig günſtig iſt.

Viele dieſer Stämme ſind noch nicht einmal mit dem Chriſtenthum bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jeſuiten ſchließen kann. Dieſe ehrwürdigen Väter wollten die Völker erſt glücklich machen, ehe ſie ihnen erlaubten, mit dem Roſenkranze zu ſpielen. So kömmt es, daß Paraguay der Antipode

von Tibet iſt, daß der Doktor nicht blos für einen Doktor der Theologie, ſondern für die Theologie ſelbſt gehalten wird.

Eine ſataniſche Ironie! denn Francia iſt Atheiſt; aber keine Seltenheit für Amerika; lebte doch einer der geſchäftigſten Gottesläugner der Revolution, Billaud-Varennes, nachdem er proſkribirt war, und auf den Azoren ſich geübt hatte, Papageien abzurichten, lange Zeit bis zu ſeinem Tode unter den Indianern, welche ihn, den Atheiſten, als Schöpfer Himmels und der Erde verehrten!

Man ſieht, welcher Maaßſtab an jene hermetiſch verſchloſſenen Wunder von Paraguay gelegt werden muß.

Iſt Francia ein Tyrann? Ein Uſurpator wie Cromwell? Nein, er iſt ein Philoſoph, der mit der Menſchheit experimentirt.

Ihr ſeyd immer gewohnt, nach Euch die Menſchen zu beurtheilen, und ſprecht von Francia wie von einem Verräther an Euern eignen Grundſätzen. Klingen nicht Eure Vorwürfe, als verginge ſich jener Doktor an ſeinem Diplom und an ſeinem Hute, als glaubtet Ihr, man könne doch Schiller und Göthe oder den deutſchen Liberalismus auch wohl beſſer verſtehen, als ſo!

Nein, wir kennen Francia: es iſt Robespierre, der plötzlich unter die Menſchen Rouſſeau's verſetzt wird: es iſt Robespierre, der Lockes tabula rasa neu beſchreiben und füllen ſoll. Es iſt eine Herrſchaft, von der Ironie präſidirt, und grauſam nur dann, wenn ſich die Langeweile oder hypochondriſche Laune des geiſtreichen Geiſtlichen regt.

Oder wollt Ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jeſuiten ſehen, dann nehmt ihn als Philoſophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer ſcheußlichen Mutter, aber einer Mutter! gut hieß; nicht von den flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an ſeinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch ſo viel Kenntniſſe beſaß, in dem genialen Korinth noch Schulmeiſter werden zu können, oder an Phalaris und ſeinen glühenden Ochſen und die Pythagoräiſche Philoſophie! Denkt an Macchiavell und den Sprung von den Diskurſen über Livius zum Fürſten! Oder an Baco von Verulam, den Verfaſſer des Organons und den engliſchen Kanzler! Ich thue nichts, als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrſchaft iſt das ernſthafte Mittel zu einem Scherz. Francia lacht unter ſeinen Wilden, die das F nicht ausſprechen können, und wenn die frommen Meſtizen eine neue Kirche bauen wollen, nur dann iſt er unglücklich und ruft aus:

„Wann werden die Menſchen aufhören blind zu ſeyn! eine Reihe von Geſchützen an der Gränze iſt beſſer, als alle Heiligen. Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie Ihr ein Katholik war!"

Dis iſt Francia, von welchem man geneigt iſt, zu ſagen, ſeine Herrſchaft wäre prieſterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anarcharſis Cloots iſt Diktator eines Naturſtaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, deſſen Blitze er ſeinen Unterthanen aus phyſikaliſchen Urſachen erklärt.

In der That man muß geſtehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenſtrome eben ſo erwieſen iſt, wie dieſe humoriſtiſche Herrſchaft des Doktor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Siz der Freiheit, ſondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beiſpiels, die unwiderſtehlich iſt in ſchwach organiſirten Staaten, und unter rohen Naturvölkern, welche

den Inſtinkt der Maſſe haben und durch fremde Entſchließungen gern die eigenen entſchuldigen.

Die neuen Republiken rings um Paráguay her ſchritten ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaktion der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrſchaft ſo nennen darf. Francia fühlte es, daß er vor dieſem Miasma nicht ſicher war, und entſchloß ſich ſchnell zu Konzeſſionen, die aber ſo ſchlau und widerhakig angelegt waren, daß ſie ihm ein Mittel zum Gegentheil deſſen, was ſie ſchienen, werden mußten.

Mit der Verſchlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zu dem Volk, das er im Geiſt ſchon auf dem Mons ſacer verſammelt ſah, und gab eine allgemeine Repräſentation zu, welche aus Urwahlen hervorgehen ſollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der ſeine Macht unterſtützte und die Laſt der Geſchäfte theilte, berief er tauſend Abgeordnete aus allen Theilen ſeines Landes in die Hauptſtadt. Hier bewillkommte er ſie wie ein Mann von Welt, redete ſie mit Höflichkeiten an, durch die ſie in Verlegenheit geſetzt wurden, ſprach von dem Beruf der Regierung, wie von einer Prädeſtination des Genie's, und dann wieder wie von dem Reſultate ſolcher Kenntniſſe, die

freilich daheim in ſeinem Urwalde Niemand erlangt haben konnte. Er legte ihnen Traktate vor in den ausländiſchſten Sprachen, citirte die ökonomiſchen Schriften Xenophons, um einen kleinen Geldpoſten des Budgets zu erläutern und verlangte von ihnen, daß ſie über Adam Smith und den Phyſiokratismus ihre Stimme abgeben ſollten. Dazu kam noch, daß ſein drittes Wort Uneigennützigkeit war, und er von den Deputirten ſo viel Patriotismus verlangte, daß ſie keine Entſchädigung in Anſpruch nehmen durften.

Da ſehnte ſich dann Jeder aus der theuern Hauptſtadt nach ſeinem Meierhof zurück: Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntniſſe auch die Demokratie eine unvollkommene Verfaſſung wäre, und in einer der ſchönen ſüdamerikaniſchen Nächte, beim Scheine der Laternenkäfer und goldglänzenden braſilianiſchen Nachtfalter waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philoſophen von Aſſumcion verſchwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu ſcherzen, wenn Francia ſeine Indianer erſchießen läßt, die ſich unterſtehen, ihn anzublicken. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grauſamkeit beſitzt.

Solche Erſcheinungen, wie Nero und Francia,

führen tief in die Schlupfwinkel der menſchlichen Seele ein, wo das Ausgezeichnetſte in Bildung und Phantaſie oft mit Leidenſchaften gepaart iſt, für welche ſich keine andre zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böſe Laune der Einſamkeit und der Kitzel, gerade das zu verſuchen, was die tägliche Gewohnheit unverſucht läßt. In der Vorſtellung Hamlets, bei geſunder Vernunft den Narren zu ſpielen, lag eine geheime Wolluſt für den däniſchen Prinzen.

Allerdings iſt ein ſo arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menſchheit; aber man verberge ſich nichts: eine Alleinherrſchaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrſchaft des Genie's und der Kraft, iſt zur Zeit noch die glücklichſte Chance der jungen Freiheit Südamerika's. England lernte ſeine Magna Charta erſt durch die Tyranneien der Heinrich, Eliſabeth, Jakob und Karl ſchätzen, erſt durch langjährige falſche und rechte Berufung wurde die Freiheit aus einer Abſtraktion eine juriſtiſche Gewohnheit.

Südamerika hat das Intereſſe einer dauernden Zerſpaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreiſe. Dieſe unermeßlichen Länderſtrecken müſſen ſich in kleine Diſtrikte theilen, wo ſich die Freiheit anbauen läßt, wie

der Kohl, den man unter ſeinem Fenſter wachſen, blühen und gedeihen ſieht.

Francia haßt die Monarchie als Prinzip; er haßt die Ariſtokratie; er iſt ein Repräſentant jenes ſonderbarſten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in ſeinem Lande Vortreffliches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Kultur des Landes und der Geiſter, er will Menſchen ſchaffen, welche der Freiheit würdig ſind. Francia experimentirt. Er hält mit ſeinem Lande Schule.

Schon rückte es eine Klaſſe höher; denn der Handel mit dem Auslande iſt ſeit einigen Jahren freigegeben: ſolche Konzeſſionen ſind hier, wie Noten, welche bei der jährlichen Prüfung dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er ſtürbe und könnte ſeine Schüler ſich ſelbſt überlaſſen; aber ſo fühlt er, daß ſie noch immer nicht reif genug ſind, und mußte ſich entſchließen, noch in ſeinen hohen Tagen, in ſeinem ſiebzigſten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denkt ſich hier den alten Spanier, wie den Doktor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Pe-

rücke und im langen Mantel: oder wollt Ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen von Venedig, der als ſiegesmüder Löwe noch mit einer friſchen jungen Gazelle ſpielt.

Der Diktatorſeſſel von Aſſumcion wird aber wohl ſicher ſeyn vor den Epigrammen eines Steno, und der alte Herr noch recht lange die Freude haben, ſich von der jungen Engländerin, die er heirathete, im Barte krauen zu laſſen, bis er einſt hingeht zu ſeinen Freunden Robespierre und Billaud-Varennes.

Armand Carrel.

Digitized by Google

Athemlos in einer ewigen Bewegung drängen ſich die Aeußerungen des politiſchen Lebens in Frankreich, ſo daß ſelbſt der Umfang von Paris nicht groß genug zu ſeyn ſcheint, für jede derſelben einen hinreichenden Raum zu laſſen.

Nichts iſt dort vollſtändig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten Triumphe zu feiern; dieſe hält nur in der Stille ihre Leichenbegängniſſe.

Auch für den Contraſt iſt nicht Raum genug da. Die Maſſe der Intereſſen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, ſchattirt ſich ineinander, ſo daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unverſöhnliche ihres Abſtandes zu verlieren ſcheinen.

In jedem andern Lande würde eine Erſcheinung, wie der jüngſte Prozeß des National vor der Pairskammer, entſcheidende Folgen gehabt haben; überall, wo

Raum iſt, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahlloſen Intriguen und Beſtrebungen, hätte bis Schauſpiel die öffentliche Meinung beſiegt; denn im Contraſt liegt für die Gemüther eine unwiderſtehliche Wirkung, weil ſie poetiſch iſt.

„Wir — die Männer des National!“ — welche Brücke führt zu dieſer ſtolzen Emphaſe? Welche Verbindung gibt es, um mit dieſer kalten Reſignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch dieſe Phraſe, zuſammengeſetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewieſen; Ereigniſſe, welche jenes ſchroffe Jenſeits erobern möchten, könnten es nur, wenn ſie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!“ — ein Contraſt, der überall ſiegen würde; der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch geſellſchaftliche Berührungen und tauſend Seiden der Freiheit gebrochen wird, und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Beſorgniß, welche leichtſinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortſpült.

Man ſahe einen Tag lang die Männer des National als eine repräſentirte Macht; umgeben von Bundesgenoſſen und Sympathien, welche überraſchen; ein-

gerichtet, ſchlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen kann, harrend; man ſahe dieſe ſchroffen Verneinungen vor den Schranken des höchſten Gerichtshofes, die rechte Hand im Bruſtlatz, die Linke vornehm über den Rücken geſchlagen; man ſahe dieſe bleichen Antlitze, welche die Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; dieſe ſcharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte ſerviler Geſchwornen ein ironiſches Lächeln unvertilgbar eingegraben haben; dieſe Relais und Vorpoſten einer Zukunft, die wenn man ſie nicht zu Fuß holen will, wie Mirabeau ſagte, zu Pferd kommen wird; man ſprach von dieſen geheimnißvollen Phyſiognomien einen Tag, tröſtete ſich, daß was kommen mag, unvermeidlich iſt, und kehrte zurück zu ſeiner Boutique, zu ſeinem Kinde, das ſich auf die Weihnachtszeit freute, zu ſeinen Gönnern, zu ſeinen Kunden, zu dem ganzen Statusquo des Augenblicks, der ſich fortwälzen muß ohne Stegreif und Zufall.

Für die Tauſende, welche davon gewinnen wollen, iſt das große Terrain ſo klein: der Eine hängt ſich wie an einem Bergabſturze an den Andern, um ſich wechſelſeitig fortzuſchleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter ſeinen Füßen brennt, und daß nur der feſt ſteht, welcher ſich bewegt; der Beſitz iſt fortwährende

Eroberung oder Vertheidigung; die Exiſtenz iſt ambulant; noch iſt die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraſte ſiegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doktrinäre kann niemals zu poſitiven Reſultaten führen, wenn nicht Unvorſichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernſt machen ſollte.

Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doktrin beläſtigt ſeyn; er mag es beleidigend finden, wenn die Doktrin bei jedem Streit erſt eine Weile ſchweigt, und ſich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein ganz anderes Feld zu ſchieben: in Frankreich entſcheidet nicht die Manier, ſondern die Geſinnung.

Was könnte wohl der Tiersparti wollen, das die Doktrin nicht unterſchriebe? Hat die Doktrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieſelbe Sache? Kann der Tiersparti mit ſeinen bürgerlichen Manieren, mit ſeinen linkiſchen Complimenten, mit ſeinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, ſeinem kurzgeſchnittenen, ungelockten Haar, mit ſeinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner, wo er Paſteten mit der Gabel ißt, lächerlich machen — kann er mit

dieſem formellen Ingrimme irgend Etwas im Sinne haben, was die neue Dynaſtie in Verlegenheit ſetzte?

Nein, beide vereinigen ſich in der Anſicht, welche ſie von einer parlamentariſchen Oppoſition haben; beide, Tiersparti und die Doktrin, halten die Oppoſition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magenſaft, welcher dem Staatskörper verdauen hilft. Wer von beiden würde ſagen, die Oppoſition ſolle dem Königthum ſo viel bittre Mandeln geben, bis es zuletzt an der daraus entſtehenden Blauſäure vergiftet ſtirbt?

Hier iſt ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, welcher die Sieger in Verlegenheit ſetzt. Die Doktrin täuſcht ſich hierüber nicht; ſie erklärte längſt, daß Dupin nicht wagen wird zu ſiegen.

Die Doktrin ſpielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, welche plötzlich für ſie ein Intereſſe erregt hat. Wer ſähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, dieſen geiſtreichen, aber ungezogenen Roué, der das ganze Königthum in ſeiner Hand zu haben ſcheint, und dennoch ihm ſo verhaßt iſt, weil er ſeinen demokratiſchen Urſprung nicht abſtreifen konnte, weil er alte prunkloſe Ausdrücke und Formen beibehielt und ſich noch immer ſo benimmt, wie ein junger Schüler des

Collège, der plötzlich einen Wechſel von Hauſe bekommen hat, ſich mit ſeinen Kameraden einſchließt und einige Tage lang ſeine Orgien feiert!

Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem blonden Staatsrath Mignet die Namen der Freundſchaft austauſchte, wo ihre Schwüre gemeinſchaftlichen Feinden galten, wo ſie zuſammen Luftſchlöſſer bauten, und ſich wechſelsweiſe belauſchten, wie mit dem wachſenden Barte die Illuſionen ſchwanden.

Mignet, ruhig und geſetzt, von ängſtlicher Beſonnenheit, der pedantiſche Gegenſtand der Späße des kleinern Thiers, immer aufgezogen von ſeinen beiden Freunden, aber ein Mann von weiſer Vorſicht, ein Meiſter des Styls, ganz plaſtiſcher Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er ſpäter diente.

Thiers, lebhaft, Räſonneur, Poltron, immer Widerſpruch, heute das Gegentheil von dem, was er geſtern war, nicht ſo tief und ergründend, wie Mignet, auch nicht ſo marmorn im Styl, aber empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Inſtinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende.

Carrel, vielleicht nicht ſo unterrichtet wie Mignet, nicht ſo geiſtreich wie Thiers, aber conſequent, ein Mann der That, energiſch, Meiſter ſeines Ideenkreiſes,

Meiſter der Menge, imponirend durch den Willen, und die moraliſche Macht der Wahrheit, welche elektriſirt, keines Menſchen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik; und doch ein Sklave — ein Sklave ſeiner ſelbſt, ein Sklave ſeines Charakters!

Die Ereigniſſe löſten dieſen Bund. Die Freundſchaft verhüllte ihr Haupt und nahm weinend von ihren Jüngern Abſchied: wie ſich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und ſein Schwert verflucht, das er im Dienſte Chriemhildens gegen ſeine Freunde und Schwäher führen muß.

Das Unglück dieſer Tage macht unſre Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir aneinander vorüber, die wir uns liebten, damals, als es noch keine andre Partei für uns gab, wie die der Freundſchaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiſerherrſchaft auf; die Phantaſie mußte ſich bei ihm früher entwickeln, als die Meinung.

Die Anbetung des Kaiſers ſteigerte ſich mit der Reife der Jahre, denn das Schickſal Frankreichs fiel bald mit der ſinkenden Größe des Mannes zuſammen:

die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unſterblichen Perſon.

Glanz der Nation, die Größe des Kaiſers, die Begierde nach Ruhm; Alles fiel in Eins zuſammen; und auch in eine Thatſache zuletzt, welche die Wunder der Vergangenheit Lügen ſtrafte, und großen Anfängen ein beweinenswerthes Ende gab.

Als Armand Carrel, wie viele tauſend Jünglinge, ſich ſtark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Bereſina liegen wollten, wurden abgewieſen; denn die Musketen, welche hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte ſich bald die Perſpektive; es ſchien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zerſtampfter Boden eine neue Invaſion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief ſeinen Aelteru und ließ ſich bei einem Regimente als gemeiner Soldat anwerben.

Seine Aeltern hätten ihn ganz hinter ihren Ladentiſch geſtellt, und ihn mit Maaß und Gewicht zu ihrer und der Kundſchaft Dienſten ausgerüſtet; denn es

waren anſehnliche Krämer, welche bei einem Tumulte ihre Boutique verſchloſſen, und das Heil der Welt in guten Preiſen des Indigo und Pfeffers ſuchten.

Die guten Leute waren untröſtlich, ſie ſchickten ſich ſchon an, das ordinäre Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr Ehrgeiz der Sache eine andre Richtung gab. Der Oberſt des Regiments ſprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenſchaften, welche ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre eigneten: der geſchmeichelte Stolz widerſtand nicht mehr. Carrel bezog die Militairſchule von St. Cyr.

In dieſem Inſtitute ſog die franzöſiſche Jugend jene Grundſätze ein, welche ſpäter bei den Regimentern in Verſchwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeiſter und Ingenieuroffiziere ſprühten noch von bonapartiſtiſchen Ideen; die jungen Männer griffen ſie auf, und verſetzten ſie mit der Liebe zur Freiheit und Republik, welche in unſerm Jahrhundert angeboren wird. Man verſchmähte den phantaſtiſchen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod nicht, man hatte ſeine Erkennungszeichen, ſeine Symbole, ſeine eigne Art, die Hand zu geben, ſeine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war, ein Geiſt der Unruhe,

um ſo gefährlicher, als ſich zur Poeſie noch die Einflüſterungen und das Gutheißen von Männern geſellten, welche durch ihr graues Haar das Unwahrſcheinliche möglich zu machen ſchienen, und das Verbrechen heiligten.

Auch war nicht Alles Unbeſonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zuſammenbrachte; ſondern ſelbſt hiſtoriſche Einſicht in Frankreichs betrogene Geſchichte, eine Ueberzeugung, welche theoretiſchen Urſprungs war und ſich nur der Leidenſchaften bediente, um Sympathie und Märtyrer für ſie zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29ſten Regimentes. Die Militairverſchwörung von 1820 verzweigte ſich auch in dieſem Corps; die Entdeckung derſelben ging aber dismal noch ſchonend über den jungen Republikaner weg, welcher früh die Vorſicht des Mannes entwickelte, und von weiſen Combinationen einen Vortheil zog, der der guten Sache immer zu Gute kömmt.

Carrel wurde verſetzt; doch brach ſeine Geduld zuletzt an der fortwährenden Vereitelung der patriotiſchen Abſichten. Die geheimen Geſellſchaften waren vom Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre

Streitkräfte, und Carrel ſahe ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müſſe mit Hinderniſſen; wie ſo viel ſcheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beſchönigen pflegen.

Seine Seele dürſtete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgeſagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu beſtehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, ſchwang ſich auf einen kosmopolitiſchen Standpunkt und beſchloß der ſpaniſchen Sache ſeinen Arm und ſeinen Tyrannenhaß, zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee, und ertrug unter Mina die Mühſeligkeiten des ſpätern kataloniſchen Feldzugs.

Als dieſe Dinge ſcheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Kapitulation einbegriffen, doch in Toulouſe zum Tode verurtheilt.

Die Schickſale haben in dieſen Kämpfen oft wunderbar ſchnell gewechſelt. Noch heute trifft es ſich wohl auf der pyrenäiſchen Halbinſel, daß, nachdem an eilf Unglücklichen das Todesurtheil vollſtreckt iſt, für den zwölften die Flinte verſagt und im ganzen Bereich ſo wenig Pulver vorhanden iſt, daß man kein friſches auf die mörderiſche Pfanne ſchütten kann.

Ein prozeſſualiſcher Fehler rettete Carrel, ſeine Sache wurde revidirt und mit der Erfahrung, freiwillig ſchon einmal mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben, ging er nach Paris.

Wer ſich nicht daran gewöhnt hat, in der nächſten Viertelſtunde guillotinirt zu werden, wird in unſerer gefahrvollen Zeit, nie eine große Rolle ſpielen.

Jene in Deutſchland ſo verbreitete Meinung, daß ein Kampf mit der Autorität auf freundſchaftlichem Wege denkbar iſt, kennt ein reſignirter Charakter nicht.

Gibt es doch unter uns Menſchen, welche ſich über die Strafe verwundern, die die Macht über das politiſche Verbrechen verhängt, ſo wie wir Leute geſehen haben, welche vom Staate Penſionen ziehen, und es nicht begreifen konnten, daß man ſie auf die Feſtung ſetzt, nachdem ſie mit der Revolution unter einer Decke ſteckten.

Der erſte Abſchied, welchen man nehmen ſoll, für die Feldzüge der Oppoſition, iſt der Abſchied vom Leben.

Nur diejenigen, deren Wandel eine ewige Verzichtleiſtung iſt, ſollten das Kreuz des heiligen Kampfs nehmen.

Die Cenſur und die imponirende Stellung des Miniſteriums Villèle hatten die Revolution eine Zeit-

lang zurückgeſchreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Muſeen der Gelehrſamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß ſich zerſtreuete, und an Geſchichtsdarſtellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zuließen, die Verzweiflung eine Art von ſtiller Genugthuung fand.

Carrel ſchrieb eine Geſchichte Schottlands, und eine Darſtellung der Contrerevolution in England unter Karl und Jakob **II.**, von welchen die letztere eine Parallele ſeiner Zeit ſchien und vom Parteigeiſte empfohlen wurde.

Die erſtere veranlaßte blos das Bedürfniß der Exiſtenz, wie auch Thiers damals ſeine Revolutionsgeſchichte ohne Emphaſe begann, und nichts im Anfang damit liefern wollte, als eine kleine Nebenarbeit, welche der ſpekulative Buchhandel bei ihm beſtellt hatte.

Trotz der beſchränkten Preſſe erreichte die Journaliſtik ein ſeltnes Anſehen. Alles, was Kenntniſſe und Geiſt hatte, trat in ihre Schaaren ein. Eine Aufopferung dieſer Art, daß das Genie ſich zerſplitterte, ſich dem kleinen Partiſanenkriege anſchloß und alle Tage wieder mit friſchen Artikeln, welche nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, ſahe man jetzt zum erſten Male.

Die Journaliſtik, durch keine Niederlagen entmuthigt, lernte zuletzt auch ſiegen; denn die geſetzmäßige Oppoſition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte mit ihr gemeinſchaftliche Sache, ſo daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, ſo poſitiv, wie Raguſas Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechſelnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu exiſtiren; er lieferte die Proteſtationen der Kammer, heftete ſich mit ſeinen begeiſterten Aufrufen an die Straßenecken, und gab ſein Büreau als Ort der Berathung her.

Carrel, der von ſeinen beiden furchtſamen Collegen verlaſſen war, entwickelte in dieſer denkwürdigen Kriſis ein ſeltenes revolutionäres Talent, Gegenwart des Geiſtes, Umſicht und einen militäriſchen Muth, welchen man der Literatur nicht zugetraut hätte.

Der National war immer in der erſten Reihe, er ſchien aufzufordern, daß man ihn erſt läſe und dann zu Patronen benutze.

Er war noch bis in den Auguſt thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, welche ſich bis jetzt fern vom Schauplatze

gehalten, und von den Siegen, die fremdes Blut gekoſtet hatten, für ſich Vortheile zogen.

Man muß ſagen, der National war eine Zeitlang von dieſer Wendung der Dinge überraſcht; er hielt ſich noch immer für den Schöpfer der Ereigniſſe, als ſie ſchon ein fremdartiges Gepräge trugen, und erwachte von ſeiner Täuſchung erſt da, als die Zügel ſeiner Hand entfallen waren.

Er verbiß ſeinen Schmerz, erholte ſich von ſeinem Aerger, ſich überliſtet zu ſehen, ſchlug Präfektur und Julidekoration aus, verſagte dem neuen Königthum den Eid, und begann gegen den 7. Auguſt und den 13. März einen Kampf, den ſchon mancher glänzende Sieg gekrönt hat.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trägt bei ihren verſchiednen Propheten nicht dieſelbe Phyſiognomie.

Die Republik der Tribüne iſt keine Perſpektive der Combination, ſondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, welche mitten in das Gewirr des Tages hineinfährt. Es ſind die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausſchüſſe, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe erſetzen ſollen. Die Republik der Tribüne iſt noch nicht conſtituirt, ihre Geſetze ſind noch

ungegeben, es iſt mehr ein hiſtoriſcher Enthuſiasmus, der ſie verkündet, ein Andenken, berauſcht von dem großen Revolutionsprozeſſe früherer Tage, berauſcht von den erhabenen Phraſen, welche damals noch unter dem Beile geſprochen wurden, berauſcht von der Kunſt des Todes, welche ſeit den chriſtlichen Märtyrern nicht ſo meiſterhaft gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fängt keine Grillen über die Zukunft, ſie iſt nichts, als eine Reaktion des Jakobinismus; ſie ſpielt mit den alten Kokarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit den Dekadi, und ähnlichen Nebenſachen, welche bei ihr die Stelle deſſen vertreten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht.

Der National beruht auf einem andern Calcül. Er hält die Zeit der Republik, wie ſie in Frankreich ſchon geweſen iſt, nur für einen tranſitoriſchen Zuſtand; die damalige Republik war nichts als Revolution; ſie ſtand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Geſetze ſtarben wie in werdenden Zeiten immer ſchnell ab, ſie hatte noch keine, ſie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proſkription, für die Tribüne ſo nothwendig, weil ſie die Republik mit der Revolution verwechſelt, ſind für das Syſtem des Na-

tional unweſentlich. Es iſt nicht Grauſamkeit, wenn er bei den nothwendigen Opfern neuer Zuſtände ſtumm die Achſeln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern, welche in Schmerz aufwachſen unter **tranchées maux de dens et rugissemens.** Der Uebergang vom Schlechten zum Guten iſt oft übler, als das Schlechte ſelbſt, aber er iſt unvermeidlich.

Die Philoſophie des National verbietet ihm auch, zu konſpiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeaus Bilde zu bleiben, den Leidenſchaften, dem Unverſtande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, welche nichts ungeſchehen laſſen wird, und welche noch Niemanden betrogen hat, der ſich auf die Höhe des Entwickelungsganges der Menſchheit zu ſtellen wußte.

Das wahre Geſchäft des National fängt erſt da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerſtörung gereinigt ſind, wenn die Tafel der Vergangenheit rein ausgelöſcht iſt, und die Sehnſucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andre zu geben, welche die unabweisliche Glaubensluſt der Gemüther befriedigen können.

Der National ſpricht nie von Trümmern, von Untergang, dieſen gefährlichen Ausdrücken für Ereigniſſe,

die auch ſeiner Poſitivität voran gehen müſſen; er ſchiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung, er ſchildert das Neue weder ſo, wie es geweſen iſt, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menſchheit erſchrecken könnte, ſondern als einen Zuſtand, in welchem wir uns Alle ſo gleich ſtehen, wie jetzt, in welchem wir unſre kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer und vom Leben alle die Vortheile ziehen, die uns mit dem Schöpfer verſöhnen, wenn wir oft nicht begreifen können, warum wir ſind.

Sogar die tägliche Oppoſition des National, dieſer ewige Widerſpruch, der ſich an jede halbe Maaßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die ganze Tagesordnung in Paris anknüpft, iſt nie ohne Poſition; jedem Ungeſchick werden die Handgriffe vorgemacht, wie ſie die Zukunft, wenn ſie ſchon ihre Rechte hätte, zeigen würde: nicht aus einer weiten Abſtraktion, aus einem idealen Jenſeits, für welches es keine Brücke gibt zum heutigen Leibgericht des Bürgers und zur guten Hoffnung ſeiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, ſondern der National iſt überall gegenwärtig, iſt unterrichtet, iſt Staatsmann auf eigne Hand, iſt anſtändig und zuläſſig in gute Geſellſchaft: er hat die Präcedentien des

gegenwärtigen Miniſteriums in Händen; er wird auch den zukünftigen ſo viel Leiden zeigen, daß ihnen es nicht wünſchenswerth ſcheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten anzuketten.

Wollt Ihr die ſtärkſte Waffe wiſſen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote ſtehen?

Dis iſt das Genie und die Unbequemlichkeiten für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu ſtellen, und von dem Genie nur lächelnde, abſchlägige Antworten bekommen.

Wie fühlbar iſt ſchon in Frankreich dieſer Mißſtand, wo ſich zwar Alles zu beeilen ſcheint, der zahlenden Autorität ſeine Dienſte anzutragen; aber zugleich Dienſte, welche nur im Vorüberflug dem Leiſtenden Vortheile abwerfen ſollen, bis zur zwölften Stunde, ſo lange bis ihn das Geſpenſt der Impopularität vertreibt und er ſo viel gewonnen hat, daß er ſein ferneres Glück der Börſe anvertrauen kann!

Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchſte Gewalt mit ſo vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben iſt, wo die Juriſten für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie ſorgen ſollen!

Das junge Frankreich, welches zuerſt die Ehre liebt, und dann die Freiheit, hält ſich zurück von dieſem Spiele alter militairiſcher Schatten, hirndefekter Hofleute und jeden Moment die Aufdeckung ihrer Blöße erwartender Roués: die Belohnungen reizen es nicht: es ſpart für die Zukunft ſeinen Geiſt und ſeine Kenntniſſe, und findet bis jetzt ſeinen Ehrgeiz nur darin, zurückzuhalten und die rechte Stunde abzuwarten.

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßſtabe der franzöſiſchen Revolution, ſo wird man ſehr raſch zur Hand ſein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen.

Dis iſt eine große Ungerechtigkeit; denn die Gironde verbrach nicht an der Republik, ſondern an der Revolution; der National aber überſieht die Revolution, weil es in menſchlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu beſtimmen, wie ſie werden und wodurch ſie kommen.

Ja wir geben ſogar zu, daß die Unglücksfälle der Tribüne die Sympathie erwecken, und ihr ſteter Entſchluß, das Blut ihres Herzens zu verſtrömen, der kalten Reſignation des National gegenüber, eine Anklage gegen den letztern iſt.

Aber man wird bald hiervon zurückkommen; denn

wann hat die Partei des National einen ruhigen Augenblick? Wo lebt auch ſie anders, als in den Gefängniſſen? Der Bois de Boulogne wiederhallt von den Duellen, welche man nicht abſchlagen kann, ohne ſeiner Sache etwas zu entziehen. Der Schlaf iſt nicht mehr ſicher; denn Gisquets Trabanten ſchlagen nächtlich an die Fenſterladen, um für die neuen Baſtillen neue Opfer zu holen.

O dis Leben iſt eine ewige Entſagung, eine ſtete Uebung zu haſſen und zu dulden, für ſanfte Gemüther jenes ſo herb, wie dis ſchon Gewöhnung.

Und wofür? Nicht vielleicht für eine Täuſchung? Eine Dornenkrone für einen Glauben, der vielleicht falſch berechnet iſt? Wenn nun Alles, was Ihr dachtet, ihr blaſſen Männer, die grauſame Laune eines Traumes wäre? Wenn Eure Zukunft, Eure Tröſterin und harrende Braut die Treue bräche und den Ring des Verlöbniſſes den Herolden einer Zeit gäbe, die Ihr alle noch nicht kennt? Wenn Eure Appellationen und Beſchwörungen in dem Kommenden einſam irrten, wie die Geiſter unbegrabener Todten? Wenn die Töne Eurer Sprache verklungen wären in dem Gedächtniſſe der Menſchen, und alles umſonſt geweſen wäre, war-

um Ihr gelitten habt und den Tod koſten möchtet, zum Siegel Eures heiligen Glaubens?

O vergebt mir dieſen grauſamen Zweifel — aber die blaſſen Kerkerwände werfen ihren Leichnamsſchimmer auf die roſenfarbenen Hoffnungen, und die Fülle Eures Elends überſchleicht die Gedanken, welche bunt bewimpelt und luſtig flaggen ſollten.! — —

A n c i l l o n.

Selten bietet das Leben deutſcher Staatsmänner einen biographiſchen Reiz dar. Es iſt aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen zuſammengeſetzt, es kömmt erſt dann in die Strömung der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greiſenalter erreicht hat; ja oft iſt ſelbſt der höchſte Rang, mit welchem ein deutſcher Staat ſeine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geſchichtlichen Intereſſes, wie groß auch die ſtillen und beſcheidenen Verdienſte ſein mögen, welche man ſich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protektion, wirkliche Vorzüge, welche der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das iſt der loyale Gang, welchen die deutſchen im Gehorſam gegen ihren Herrn

ergrauten Staatsdiener faſt alle gemacht haben. Dieſer Gang iſt friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, ſich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden, und darf darauf rechnen, für ſein geduldiges Fortziehen der Staatsmaſchine eine Menge geräuſchloſer, kleiner Freuden zu genießen, ſeine Söhne heranwachſen zu ſehen, ſeine Töchter an ſolide Eidame zu verheirathen, ſeine Witwe zu verſorgen, und ſonſt die Zukunft und alle ihre Wechſelfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt dieſe politiſche Idylle einmal einen Aufſchwung, ſo hat man eine Commiſſion in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze Syſtem der vaterländiſchen Büreaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat geſunde Staatsſchuldentilgungseinfälle, geiſtreiche Reduktionspläne; man hat feine Manieren, diplomatiſches Talent, man erhält eine zarte Miſſion an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Perſonen eine Lebensgefährtin zu werben; kurz dis ſind die Epochen und Einſchnitte in das Leben eines deutſchen Staatsmannes im Frieden.

Es kann ſich lange von einem ſolchen Ereigniſſe

in einer Familie eine Tradition erhalten, man kann die Orden und Geſchenke aufweiſen, welche bei ſolchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geſchichte, deren Gedächtniß beſtürmt wird von den großen Begebenheiten, die nicht einmal an dem Rande ihrer ehernen Tafeln viel Raum übrig hat für das, was doch immer nichts Anderes iſt, als Erfüllung ſeiner Pflicht und Ausführung deſſen, was Niemand auszuführen unterlaſſen darf.

Sie thun alle, was ſie müſſen; und dis iſt angeſchrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geſchichte zu verweiſen pflegt, wenn man in dieſem etwas vergeblich ſucht.

In Preußen ſind ſolche bei Gott vortrefflich angeſchriebene Staatsdiener mehr als irgendwo zu finden. Die Büreaukratie und die Maſchine bringen es ſo mit ſich.

Die kleinen konſtitutionellen Staaten fordern doch wenigſtens das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überſpringen. In Oeſterreich wird eine glänzende Ariſtokratie an die Spitze der Verwaltung geſtellt: alte, hiſtoriſche Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung iſt, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen, und ſie das

in der That ſind, was ſie zu ſein keine Verpflichtung haben.

Hier lauſcht die Geſchichte und zeichnet ſich manche Thatſache auf; doch die preußiſchen Staatsmänner können ſelten größer ſein, als ihre Verhältniſſe, da die letztern unverrücklich vorgeſchrieben ſind: eben die liberale Zulaſſung aller Stände in die Carrière, ſchwächt die Vorſprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte; weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrunde ſtehende, reiche und maſſenhafte Ariſtokratie hat, ſo gibt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädeſtination für das Verdienſt und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfaſſung und Repräſentation iſt, ſo gibt es auch dem talentvollen Roturier, dem Genie keine Anwartſchaft, wenigſtens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Büreaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch geiſtvolle Auffaſſung ſeiner Dienſtpflicht verwandelt iſt.

Neben dieſen jüngern Staatsmännern finden ſich nun aber auch noch zahlreiche Reſte von Preußens hiſtoriſcher Vergangenheit; Namen, deren Anfänge ſich

in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige ſchon damals Hauptrollen übernommen hatten, andre durch den Conflikt der Umſtände in Stellungen gekommen ſind, die ihnen das Fortſchreiten auf einer ſonſt verſchloſſenen Bahn ungemein erleichterten.

Hier fehlt es nicht an charakteriſtiſchen Zügen, an überraſchenden biographiſchen Wendungen, an Lebensſchickſalen, welche man mit Theilnahme verfolgt, weil ſie die Erwartung ſpannen, das Unglaubliche wahr machen und mit ſo vielen Ereigniſſen zuſammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewiſſen ſtolzen Genugthuung und dem Gefühle, wie das Gegenwärtige dem Vergangenen überlegen iſt, herantritt.

Die Schickſale dieſer Männer verlieren ſich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelms **II.**, welche ihres unparteiiſchen und unterrichteten Geſchichtsſchreibers harrt; in eine Zeit, wo der preußiſche Staat eine Verlaſſenſchaft des Ruhms und des Genies war, wo man zum erſten Male in der Monarchie anfing, die Perſonen von der Maſchine zu emanzipiren, das Talent von der Cabinetsdiktatur Friedrichs **II.**, den Geiſt von der todten und ſtarren Form.

Die Geſchichte weiß, daß von dieſer erwachenden Freiheit diejenigen den meiſten Gebrauch machten, welche ſie nicht verdienten: es war die Zeit der Rotûre, der Gunſt, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer zärtlichen Stunde; man kann darüber nicht ſo ſtreng ſein, denn die Wiedergeburt des preußiſchen Staates, die Auflöſung der alten knöchernen, tyranniſchen Formen von Sansſouci ließ ſich durch dieſe Periode der Günſtlinge am beſten an. Welche Menſchen ſind damals an das Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; aber ſie riſſen das Herkommen ein, welches Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, ſie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen, und machten dem demokratiſchen Elemente Raum, welches ſpäter den Staat gerettet hat. In dieſe und die folgende Zeit fallen die Anfänge der meiſten jener preußiſchen Staatsmänner aus alter Schule. Sie wurden geliefert von der Clique; aber auch von der Wiſſenſchaft, dem Zufalle, und dem Genius des Vaterlandes.

Es war damals leicht in die Geſchäfte zu kommen; die Miniſter waren zum großen Theile Militairs, welche ſich die Kenntniſſe, die ſie ſelbſt nicht beſaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Preſſe kam

dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hilfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Anſehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrſchaft über die öffentliche Meinung, welche die politiſche Autorität verführte, ſich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zuſammenſturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorſchläge des Privatmannes; ein geiſtreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweiſen würde, fand Theilnahme und beſchäftigte die Aufmerkſamkeit der höchſten Perſonen.

Als die Schlacht bei Jena das Schickſal des Staates entſchieden hatte, ſteigerte ſich dieſe Achtung vor der Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die ſchwatzhafte preußiſche Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn er am Ruder geſtanden, die Dinge eine beſſere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauſpieler und Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geweſen wäre, und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben ſtecken zu laſſen. Jetzt wurde ſogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräſte von Wuſterhauſen unter Waſſer ſetzen ſollte. Man ſuchte

das einzuholen, was man glaubte, verſäumt zu haben, die Appellation an die Maſſe, das Talent und den Zeitgeiſt.

Unter dem Miniſterium Stein feierte die Humanität einen ihrer ſeltenſten Triumphe. Man ſahe einen Staat, erſchöpft in den alten, wurmſtichig gewordenen Mitteln der Regierungskunſt, ſich der Natur und dem lebendig ſtrömenden Volksgeiſte hingeben; eine Verjüngung im friſchen Blute der Demokratie; eine Huldigung, die bis zu dem zweiten Einzuge in Paris dauerte.

Seither hat dieſer Staat wieder angefangen, ſich auf ſeine Vergangenheit zu gründen, die Maſchine iſt wieder in Ordnung gebracht, und nur unter Hardenberg noch war es möglich, gegen ſein Alter und ſeinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunſt in die Verwaltung; ſeitdem aber iſt Regel und militairiſche Gewohnheit auf alle Reſſorts der Maſchine übergegangen. Die Staatsmänner dieſer neuen Schule bieten keinen Stoff zu einer beſonderen Charakteriſtik: wohl aber noch die Männer, deren Jugend in das alte Regime fiel, und zu welchen, wenigſtens dem Alter nach, jener

Name gehört, deſſen Talenten und glänzendem Lebens-ſchickſale dieſe Skizze gewidmet iſt.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottiſcher Refugiés geboren. Seine Familie ſtammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, welche gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes ſich mit Nachdruck ſtemmten, und ſich unter den Genoſſen ihres Glaubens und ihrer Schickſale ein ausdauerndes Gedächtniß erworben haben.

Wer den beſondern Geiſt dieſer jetzt in deutſche Sitte immer mehr übergehenden Kolonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Conſtellation ſeiner Zukunft ſtellen, welche damals in der Situation und den Zeitumſtänden für einen Sprößling der Kolonie immer die günſtigſte war.

Man denke ſich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Intereſſen zuſammengehaltene Landsmannſchaft, welcher es geſtattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgeſetzen fortzuleben. Dieſe Menſchen hatten einen Vorſprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wiſſenſchaft und Induſtrie, welche ihnen

ſchnell die Reichthümer verſchafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich mitgebracht hatte, und welche, durch Verheirathung und Wohlthätigkeit faſt zu einem Gemeingut geworden, die Unterlage und Rechtfertigung einer Achtung wurden, die ihnen von allen Seiten entgegen kam. Aus dem Geburtslande des feinen Anſtands hatten ſie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher ſie ſich unter einander auszeichneten, und welche doch niemals in die Frivolität der franzöſiſchen Mode ausartete, da ſie von dem eigenſinnigen, etwas mürriſchen und aſchgrauen Geiſte des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines ſaubern und reinlichen Charakters, einer ſpiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele iſt niemals ſo vollendet ausgebildet geweſen, als ehemals in den Cirkeln der Berliniſchen Hugenottenkolonie. Niemals hat man die Gegenſeitigkeit conventioneller Pflichten ſo glücklich abgewogen, und in den Umgang zugleich ſo viel Freiheit und Geſetz gebracht, wie damals. Noch heut unterſcheidet ſich ein junger Mann aus der franzöſiſchen Kolonie auffallend von jedem andern Berliniſchen Jüngling. Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, beſtimmter, etwas altkluger Ausdruck, der

ſich früh in der Familie bildete, hier endloſe Geſchwäzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort immer etwas Pedantismus, ein gewiſſes Calviniſtiſches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz nach dem Vornehmen hin; hier die Eigenſchaften, welche oft gänzlich entgegengeſetzt ſind.

Unter Friedrich II. waren die Ausſichten für die Kolonie noch glänzender; da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten ſympathiſirte, und ſie noch immer den Stolz beſaß, ſich für ein verlornes und verſchlagenes Stück von Frankreich anzuſehen, mit demſelben Ruhme, mit derſelben Ausſprache, mit derſelben Literatur, welche Friedrich vergötterte.

Seit der König den ſpäter ſo einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen ſchüchternen Menſchen, der die Fähigkeit hatte einen franzöſiſchen Brief zu ſchreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten ſich die Hoffnungen der Kolonie ſteigern.

Lombard, wenn er weniger frivol und ausſchweifend geweſen wäre, würde vollkommen den Charakter der Kolonie repräſentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die franzöſiſche Literatur um ihre He-

ren, dichtete Chanſons, und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu ſchreiben, welche mit Voltaire wetteifern ſollte, und die er, nach ſeinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu vollenden.

Ueber alle dieſe Dinge ſahe aber Frédéric Ancillon hinweg; er erhielt von ſeinem Vater, einem geiſtvollen und gelehrten Manne, die trefflichſte Erziehung, und bildete ſich für das geiſtliche Fach aus, das von ſeinen Landsleuten noch jetzt immer für einen Lebensberuf gehalten wird, den ſie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterſtützen zu müſſen glauben.

Man kann die Einrichtung des franzöſiſchen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Kolonie ihre Bildung erhalten, nicht von allen Seiten lobenswerth nennen. Sie ſchließt ihre Zöglinge von der lebhaften Theilnahme an dem wiſſenſchaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden iſt, mehr als billig aus; ſie wacht über eine alte Tradition von den theologiſchen Wiſſenſchaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zuſammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht ſagen, daß durch eine hinter verſchloſſenen

Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall ſo nahe Unterweiſung die Selbſtſtändigkeit im Denken und Forſchen bei jenen jungen Männern beſonders begünſtigt wird.

Doch befreite ſich ein heller Kopf wie Ancillon bald von dieſen beengenden Schranken, und frug ſich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen wäre über Pascal, Boſſuet, Mabillon und Mallebranche? Er kämpfte mit der angeborenen Verehrung dieſer hohen Geiſter, die um ſo natürlicher iſt, je weniger die Theologen und Philoſophen in Deutſchland je eine ſolche Meiſterſchaft der Darſtellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzoſen, begabt mit ſo feinen Geſchmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweiſe der Deutſchen, wie ſie auch noch die kritiſche Philoſophie entſtellte, einen Dégout verurſachen: noch mehr, wenn er die Beredſamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält; wie konnte er Vertrauen faſſen zu jenen hohlen aus Zelotismus und Ungeſchmack zuſammengeſetzten Lehren der orthodoxen lutheriſchen Geiſtlichkeit; oder ſelbſt zu der deiſtiſchen Gewandheit Tellers, Zöllners und Spaldings, deren Leiſtungen nicht auf Geſetze und Kunſt, ſondern auf

ein glückliches Naturell ſich gründeten, oder die doch immer eingeſtehen mußten, daß für ſie der klaſſiſche Ausdruck des Biſchofs von Meaux unerreichbar blieb.

Aber Ancillon horchte mit Theilnahme in die philoſophiſche Revolution, welche mit Kant über Deutſchland kam, und entſchied ſich für die Gironde derſelben, für die Philoſophie Jakobis.

Das Prinzip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiſte zuſagen, der ſich von dem kalten Deismus ſeiner Zeit mit Unbehagen abwandte, und von Dogmen, welche er auf ſich beruhen ließ, wenigſtens an die lebendige Kraft des Chriſtenthums und die Wahrheit, welche ſie für das Gemüth haben, appellirte.

Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe ſo anſtrengten, daß Mendelsſohn geſtand, er müßte nach ſeinen Forſchungen die Ziegelſteine auf den Dächern zählen, um ſich nur wieder zu ſammeln; ging mit allen ihren Erſcheinungen an Ancillon nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus, und ſcheute ſich vor den Syſtemen, die ſich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philoſophiſchen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philoſophie, wirkte auf den jungen Geiſtlichen die Geſchichte.

In welche ſtürmiſche Zeit fiel hier eine Jugend, welche ſo viel verſprach! Die franzöſiſche Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutſchlands nicht aus den Wolken fallen; ſchon ihre erſten Erſcheinungen mußten ein höheres Intereſſe aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Prinzipien wahlverwandt mit jeder freien Anſicht des damaligen europäiſchen Staatsſyſtemes, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin; und die ſtärkſten und lebhafteren Geiſter verfolgten ſie auch da noch mit Ergebung, als die Intereſſen ſich in ihr ſchon ſo durcheinander wirrten, daß nur die phyſiſche Gewalt der Leidenſchaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrſchte ſo viel Sympathie für die Ideen, welche jenen großartigen Ereigniſſen zum Grunde lagen, als in der Hauptſtadt Preußens, wo ſelbſt die höhere Gewalt (ich erinnere nur an den Miniſter Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Prinzipe huldigte, und ſelbſt da noch, als der Schrekken ſtatt des Geſetzes zu regieren anfing, dieſe blutigen

Bewegungen mit weiſer Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratiſchen Prinzips anerkannte und jede bewaffnete Intervention, jede Unterſtützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrieth.

Man kann ſehr beſtimmt die Gränze angeben, bis zu welcher die franzöſiſche Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutſchlands, von einer ſo philoſophiſchen Weltanſicht, wie die Ancillons war, gebilligt wurde.

Sie ſahen die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft ſchon mit der glorreichen Regierung Ludwigs XIII., mit der Ausbildung der ſouverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin anbrechen; ſie gaben in der allmälig ſich vorbereitenden Gährung dem beſtrittenen, dann abgeſchafften, dann wieder eingeſetzten Remonſtrationsrechte der Parlamente ſeine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geſchichte einen fataliſtiſchen Calcül aufzuzwängen, alle die bewieſenen Thatſachen während der Regentſchaft und der Regierung Ludwigs XV., die Thatſachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenöſſiſchen Begebenheit wurden.

Wir ſtreiten hier nicht über Ancillons fernere An-

ſicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derſelben unvermeidlich ſchien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man ſie zu regeln unterließ, herbeigeführt ſein ſollen; erwähnen ſie aber, weil ſie deutlich die praktiſche Richtung, welche Ancillons Geſchichtsſtudium nahm, erkennen läßt. Seine Anſicht von der Revolution iſt mehr die eines Geſchäftsmannes und Publiziſten, als die einer philoſophiſchen, faſt möchte man ſagen ſuperſtitiöſen Abſtraktion, welche die Siege geſchehen läßt und nichts in ihnen ſehen will als eine blinde Nothwendigkeit.

Ancillon ſchloß ſich frühe jenen Schriftſtellern an, welche nicht wie Burke mit einem gewiſſen Inſtinkt des Abſcheues und mit Leidenſchaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robiſon, welche in Allem, was jenſeits des Rheins geſchah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten ſahen; ſondern welche, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geſchichte und der Leidenſchaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moraliſche Imputation am Ende theilten.

Die hiſtoriſche Schule von Koch in Straßburg be-

gann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutions-geſchichte. Man kann ſagen, daß Ancillon dieſer Anſicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandteſten iſt.

Er bereiſte in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er ſchon vorher als Lehrer der Geſchichte bei der Militairſchule in Berlin angeſtellt war. Es iſt nicht ſeine Schuld, wenn die jungen Fähndriche und Cadetten einſt nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergeſſen hatten; wenn ſie ſtatt Türennen und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, ſich lieber von dem Geiſte der Inſubordination anſtecken ließen, welcher durch die Gendarmerieoffiziere in Berlin verbreitet und von einigen hohen Perſonen genährt wurde.

Bei welchem Spektakel im Parterre, bei welchem Fenſtereinwurf war damals die Hoffnung des Vaterlandes nicht gegenwärtig? Die Auflöſung nahte ſich ſchnell: ſie hatte ſchon die Sitten ergriffen; ſie griff jetzt auch die Inſtitutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts an. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler

einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairiſchen Genies krönten, ein entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale der Geſchichte zu legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweiſe mehr hatte? Der Abgrund öffnete ſich, und übermüthig, blind, pochend, ſchwatzend, unbedacht und drohend ſtürzte man hinein.

Von der Armee war am wenigſten zu hoffen, obſchon die alten Generale derſelben glaubten, Napoléon ſei nur in die Welt gekommen, um ſich von ihnen ſchlagen zu laſſen. An Tapferkeit, oder wie man es damals nannte, Bravour, fehlte es nicht. Ancillon verkehrte ſelbſt in dem Hauſe eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling geſchaffen zu haben ſchien, der tapfer wie ein Held der Sage und auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war; aber jene Mäßigung und Sophroſyne nicht kannte, welche allein fähig macht, zu ſiegen, oder das Unglück mit Würde zu ertragen.

Welche ſchmerzliche Ahnung über den Gang, welchen Preußen gehen würde, mußte ihn ergreifen, wenn er die Frivolität bis zu dem Grade geſtiegen ſahe, und

wie ſie ſelbſt in höhern Kreiſen herrſchte. Ancillon war einſt bei dem Prinzen Louis und traf den preußiſchen Hiſtoriographen Johannes von Müller, welcher kleine Mann damals eine große Rolle ſpielte, und den Grafen d'Antraigues zugegen.

Der Graf, ein Emigré, haßte die neue Ordnung in Frankreich und war von Dresden nach Berlin, wo man ihn ungern ſahe, gekommen, um die preußiſche Politik zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Hier ſahe Ancillon, wie weit ſchon der Krebs des Verfalls am Vaterlande gefreſſen hatte.

Ancillon ſah von dieſer Zeit an wohl ein, daß alle diejenigen, welche ſich anheiſchig machten, den Staat zu retten, nur entweder für ihre Leidenſchaften einen glänzenden Vorwand ſuchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räſonniren begriffenen, Verbeſſerungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigſten Weg und ſchloß ſich mit der Achtung, welche man dem Unglück ſchuldig iſt und der Loyalität, welche an die Schickſale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrſchers an, welche ſich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde

Staatsrath und Erzieher des damals eilfjährigen Erben der preußiſchen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philoſophie, welche durch Kieſewetter repräſentirt wurde.

Kieſewetter gab ſich damit ab, die Kantiſche Philoſophie zu trivialiſiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, welche er mehr ſeinen bequemen Manieren und ſeiner Stellung verdankte, als einer beſondern Fähigkeit, welche ſeinen flachen Geiſt ausgezeichnet hätte. Kieſewetter milderte den Ernſt der Philoſophie, er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, welche zuweilen an den Scherz und die Leidenſchaft ein kleines Zugeſtändniß machte; er zog es vor, ſtatt am Hofe den kategoriſchen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu ſorgen und arrangirte Bals masqués, Pompzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirt, gleichfalls Hofpädagog, unterſtützte.

Der Ernſt der Zeit machte dieſen Reſten des alten Regimes ein Ende; Ancillons puritaniſche Strenge ſtach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, über das man mit Enthuſiasmus und Entſagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand ge-

geben, und die Zukunft Preußens, wenn ſie an Ancillon die ſtumme aber beredte Frage richtet, ob er die Wiſſenſchaft und Geſchichte, die Achtung vor Herrſcherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken in ein theures Herz gepflanzt hat, lebt nicht ohne die Hoffnung, daß hier Alles gethan iſt, was eine ſo koſtbare Gelegenheit, ein ſo unwiederbringlicher Augenblick nur gebieten konnte.

Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete ſeinen Zögling in den ſpätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von franzöſiſchen Gelehrten collegialiſch begrüßt zu werden, ſo daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend trat er endlich in die Dienſte des friſchen und erneuten Staates, und wurde dem auswärtigen Miniſterium, ſpäter auch dem Staatsrathe beigeſellt.

Ancillon trat darauf in jene Commiſſion, welche die Verfaſſung, die Preußen noch zu erwarten hat, entwerfen ſollte.

Die Reſultate derſelben ſind noch unbekannt, und wir zweifeln, ob Ancillons perſönliche Meinung in ihr

das Uebergewicht erhalten hat. Ancillon achtet die Conſtitutionen, welche auf einem hiſtoriſchen Fundamente liegen, wie die engliſche; doch als Anhänger einer unbeſchränkten Souverainität, mißbilligt er es, wenn die Regierungen eine Gewalt, die ſie hiſtoriſch beſitzen, aus eigner Großmuth theilen und einer Repräſentation aus dem Stegreife davon abgeben. Was wir Forderung des Zeitgeiſtes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er ſieht in jener nur den unnützen Neuerungstrieb ſogenannter unbefugter Schreier, die Unruhe einer Hand voll Menſchen, welche eine ſchlechte Erziehung genoſſen haben; an dieſer aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation, durch ihr Stillſchweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen ſcheinen.

Wenn von einer preußiſchen Conſtitution die Rede iſt, ſo will Ancillon nichts darunter verſtanden wiſſen, als was ſchon da iſt in jener Monarchie, und verſteht ſich nur zu einer Zugabe von gleichſam freiwilligen Beamten, welche das Volk ernennen und in die Hauptſtadt ſchicken mag.

Dis Supplement der Regierung ſolle die Behörde unter dem Namen von Ständen conſtituiren, und ihm

einen conſulativen Antheil an der Geſetzgebung geſtatten, ohne Initiative.

Natürlich iſt dis nur eine perſönliche Anſicht, welche das Geſetz über die allgemeinen Reichsſtände, ſtatt zu vollziehen, umgeht, die Anſicht eines Gelehrten, welcher ſeine eigne Theorie des Staatsrechts hat, die Anſicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hat, in den ſchönen Mechanismus der Regierung einzuſehen und keine Lebensäußerung für zuverläſſig hält, als die mit Controle und im adminiſtrativen Sinne.

Zur Erhärtung ſeiner Stimme kam allerdings das Zweikammerſyſtem, das in Deutſchlands kleinen Staaten improviſirt wurde, und in Preußen keinen Beifall fand, weil man es für ſonderbar hielt auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Prinzipe zu ſprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußiſchen Staate eine Vergangenheit, welche er nicht beſitzt, eine Ariſtokratie, welche mit ihrem Grundbeſitz eine impoſante Stellung einnähme, einen gewiſſen gothiſchen Modegeruch zu geben, welchen die Aufklärung Friedrichs des Großen ſchon vertrieben hatte.

Dennoch mußte man das Ganze der Conſtitution einſtweilen fallen laſſen, weil es einmal verbreitet wor-

den war, daß man, wie man es damals nannte, Preußen im großen Style regieren wollte; weil es ſich dabei um die Vollziehung eines ſehr beſtimmten Geſetzes handelte; und zuletzt die hiſtoriſch-ariſtokratiſche Schule der Büreaukratie ein glückliches Gegengewicht hielt.

Es bleibt der Zukunft überlaſſen, wie man in dieſer Sache die heiße Erwartung des Landes befriedigen wird.

Die Reſtaurationsperiode forderte die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus.

Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten ihren neuen Gegner, die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungsſucht, den Ehrgeiz eines Nachbars, oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufſichtigen oder zu überliſten.

Dieſer Zuſtand ermunterte Ancillon wieder zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit.

Die damalige philoſophiſch-theologiſche Aufregung beſtimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages auch ſeine Stimme abzugeben. Die Philoſophie nahm ihre Fragen da wieder auf, wo man ſie vor zwanzig Jah-

ren gelaſſen hatte; und in Berlin erhob ſich die Hegelſche Lehre mit ſo vielem Glücke, daß Alles über Seyn und Nichts philoſophirte. Es war die Herrſchaft des Hegelſchen Sammtbaretts.

Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, ſich als ſich ſelbſt zu ſetzen; ſich zu negiren, dann ſich wieder zu vermitteln, und bis logiſche Kopfüber etwas lange fortzuſetzen, ehe man wieder zu ſich ſelbſt zurückkehrte.

Ancillon nahm ſeine Modifikationen der Jakobiſchen Philoſophie wieder auf. Ancillons Reſultate haben keinen ſyſtematiſchen, wohl aber einen polemiſch-negativen Werth. Er nahm die Exiſtenzen unter das Prisma der Vernunft, und begnügte ſich damit, die mannichfache Strahlenbrechung deſſelben wiederzugeben und die Farbenſchattirungen zu verfolgen. Ancillon's Prinzip iſt das der Wechſelſeitigkeit in der Methode; er wägt die verſchiedenen Erſcheinungen der Exiſtenzen ab, und findet die Wahrheit gleichſam in einem juriſtiſchen Prozeß, in der wechſelſeitigen Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube iſt, das fixirt Ancillon als einen intellektuellen Inſtinkt, welcher durch mannichfache Bewußt-

ſeins=Zuſtände zur Vernunft ſich erhebend die Philoſophie macht, in dem die Vernunft mit den Exiſtenzen gleichſam multiplizirt wird.

Jakobi philoſophirte um gewiſſe Siege, welche für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zuſtande, wo die Dinge ſo zu ſagen nur der Wunſch ſind, daß ſie wären; ſondern ſucht ſie zu beweiſen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi; wenn ſie dieſem eine Verdunkelung Gottes iſt, ſo iſt ſie bei Ancillon eine Hülle deſſelben: ſie hat bei Jakobi in ethiſcher Beziehung negativen, bei Ancillon aber poſitiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich dieſe Unterſuchungen ab.

Ancillon, welchen ſie wieder in das Gebiet der Geſchichte und Politik zur Vermittelung der Extreme geführt hatten, mußte ſich dem politiſchen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem erſten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußiſchen Politik.

Nur wer in den faktiſchen Folgen der neuſten Bewegungen unſrer Zeit nichts ſieht, als die Erfolge einiger verbrecheriſchen Leidenſchaften, oder ſich dem Glau=

ben hingeben kann, alle Thatſachen des Augenblicks könnten durch die Reaktion einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden; nur der wird läugnen, daß ein großer Theil von Ancillons politiſchen Behauptungen durch die Erfahrung **nicht** bewieſen worden iſt.

Die Einwendungen der Conſervativpartei gegen die der Bewegung waren ſo gut Hypotheſen, wie ein großer Theil der Träume, mit welchen ſich die letztere ſchmeichelte, auf Rechnung ihrer Einbildungskraft kommen mag.

In der Stimmung und Laune, welche die Freude über gelingende Coercitivmaaßregeln veranlaßt, entfällt ſelbſt der Beſonnenheit und tiefern Einſicht in den Lauf der Geſchichte ein Urtheil, gegen welches ſchon die nächſte Zukunft eine Proteſtation einlegt, die um ſo ſiegreicher, je faktiſcher ſie iſt.

Kein Faktum ſteht aber ſichrer, als das, welches von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußiſche Politik hat ſomit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigſte Abrede geſtellt hatten.

Die Stellung, welche Preußen ſeit der Julirevo-

lution nach Außen annahm, war als eine friedliebende zwar zunächſt aus perſönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr wurde der Frieden geboten, nicht durch das Prinzip, mit welchem der Friede ſtritt, ſondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umſtände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müſſen.

Ganz Europa hat geſtanden, daß es von den Ereigniſſen in Frankreich überraſcht worden iſt. Wird Preußen allein ſagen wollen, daß die Dinge ihm nicht neu waren?

Dieſe Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, eine Huldigung, dargebracht ſeinem milden und verſöhnlichen Sinne; den preußiſchen Publiziſten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen ſchien, daß man ſich auf einer falſchen Combination ertappt hatte und durch Temporiſiren nur Zeit gewinnen wollte, ſeine frühern Meinungen zu berichtigen.

Die auswärtige preußiſche Politik ſeit der Julirevolution läßt ſich in drei Perioden eintheilen: zuerſt die Ueberraſchung, dann ein endliches Orientiren

in den Begebenheiten, Feſtigkeit und Takt, welche Vorzüge um ſo wohlfeiler zu ſtehen kamen, je mehr die Umſtände eine Allianz mit dem Norden zu gebieten ſchienen, gegenwärtig endlich, wo die neue Ordnung der Dinge ſich mit der alten aſſimilirt hat, wo der eine revolutionaire Schlauch, welchen Aeolus auf Europa öffnete, in ſeinem Inhalte ſo vertheilt iſt, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderirt, jetzt eine geiſtreiche Taktik gegen Deutſchland, von welchem die Staatsmänner einſehen müſſen, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament iſt, als Frankreich, wie die Ideologen wollen.

Dem Patrioten läßt ſich keine ſchönere Garantie geben, als dieſe Politik, welche in der Frage des Zollvereins, in dem gemäßigten Reſultate der Wiener Conferenzen und in Preußens energiſcher Repräſentation am Bundestage in die Zukunft die hoffnungsreichſte Perſpektive eröffnet.

Sollen wir es geſtehen, ſo glauben wir, daß ſelbſt die Frage wegen Preußens Verfaſſung eine neue Löſung zu erwarten hat: wenigſtens haben die Staatsmänner jenſeits der Elbe eingeſehen, wie ſchwer es iſt, unter Preußen eine Abſtraktion Deutſchlands zu verſtehen

und die ſtaatsrechtliche Verpflichtung Beider als eine todte Maſchine erkalten zu laſſen.

Eine Geiſtesrichtung, wie die Ancillons, kann die offenbarende Kraft der Geſchichte, ſelbſt in ihren vorübergehenden Tageserſcheinungen nicht verkennen. Sie ſieht ein, daß die Geſetze durch das Bedürfniß geboren werden, und daß unſer Zeitalter nicht dasjenige iſt, welches nach einem Mehr oder Minder von poſitiver Gewalt trachtet, ſondern daß es in ſeinem launenhaften Hinbrüten nur auf Ideen ſtoßen will, welche ſeine Ahnung ausſprechen, und welche in einen geordneten, die Intereſſen nicht verletzenden und conſtituirten Zuſammenhang zu bringen, die Aufgabe der Staatsweisheit iſt.

Ancillon wird an diejenigen, deren Jugend von ſeinem Greiſenalter einſt die hohe Aufgabe, für Millionen zu denken, übernehmen wird, das Geſtändniß hinterlaſſen, daß in der Verwirrung dieſer Zeit der Staatsmann nirgends einen ſo glücklichen Weg geht, als in der preußiſchen Monarchie.

Denn wo wären die Hinderniſſe, welche ſich dort einer weiſen Abſicht entgegenſtellen? Wo iſt das Feld, auf dem ſich bauen läßt, geordneter? Wo wäre, ohne

daß man befürchten müßte, das Nächſte unerfüllt zu laſſen, noch der (nicht adminiſtrativen und untergeordneten, ſondern genialen und ſchöpferiſchen) Politik ſo viel Raum gelaſſen, um nicht nur ein erſtes Terrain, Preußen, ſondern auch ein zweites, Deutſchland, ſich zu ewigem Danke zu verpflichten?

Rothſchild.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn es ſchwer iſt, von dem Finanzgetriebe unſerer Zeit eine gewiſſenhafte Meinung zu faſſen, ſo iſt es deshalb, weil das Ganze ſo wunderbar der Phantaſie imponirt. Trügeriſche Begriffe durchkreuzen ſich hier mit offiziellen Thatſachen, Fiktionen mit weſenhaften Reſultaten, Hypotheſen mit erwieſenen Schlußfolgen, kurz es iſt ein neuer Nominalismus und Realismus, der über die Völker gekommen iſt, eine Identität des Idealen und Realen, welche ſchlagender iſt als die der Hegel'ſchen Philoſophie.

Was iſt Geld? Die Alten glaubten, Geld wäre Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenſtände auf, welche man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erſt Adam Smith ſagte: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Das iſt die

Formel, welche alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Carteſius mit cogito ergo sum im Reiche der Geiſter wirkte, das hat für die materielle Exiſtenz, für Luft und Athem die Phraſe gethan: Geld iſt das Triebrad der Cirkulation. Man riß ſich los vom Begriffe Geld als eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man ſagte: Geld iſt keine Waare, Geld iſt Nennwerth, Geld iſt die Formel einer Idee, Geld iſt nur Chimäre. Man ſagte: Schüttet die Schachten von Potoſi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata des Fluſſes Silber, daß ſie damit ihr feuchtes Haar ſchmücken! Kredit — das iſt das rechte Bergwerk, Kredit iſt das eigentliche Amerika, die krediteinflößenden Mienen unſers Antlitzes ſind ohne Wortſpiel die rechten Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und ſo kam es, daß das Papiergeld geſchaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbeſtimmung, und konnte ſomit ins Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszuſprechen! Geld ſollte nur noch ein Umſatzmittel ſein, nichts, als eine Erleichterung der Cirkulation. Das aber was cirkulirte, war im Grunde das unausſprechliche Kapital an Induſtrie, an Handelsthätigkeit, an Agrikultur und geiſtiger Production.

Wie ſtolz, wie groß iſt dieſer Gedanke! Wie würdig eines philoſophiſchen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit keine Gränze wußte.

Statt zu ſagen: Geld iſt der Ausdruck eines momentanen und wahrſcheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz ſtatt ſich zu beſchränken und in der Papieremiſſion vorſichtig zu ſein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantaſie. In einem Augenblicke, wo die Menſchheit plötzlich Luſt bekam, proſaiſch, nüchtern, mißtrauiſch zu werden, wo die Banken von Menſchen, die ihr Papier in klingende Münze umtauſchen wollten, beſtürmt wurden, mußte man beſchämt, weil mit leeren Händen, daſtehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber ſchon die Philoſophie an ſich iſt unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es ſich um den Nerv der Dinge, um das Geld, handelt!

Eine neue Phaſe des Idealismus entwickelte ſich reeller, d. h. vorſichtiger, als die frühere, und man kann es nicht läugnen, auf auffallende Weiſe faſt noch ideeller. Denn iſt es nicht das luftigſte Phantom,

welches über Europa ſchweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zuſammengenommen die Maſſe des vorhandenen Geldes bei weitem überſteigen! Wenn es nur dis wäre, daß die Borgenden mehr borgten, als ſie kurz darauf beſitzen, ſo kommt das alle Tage vor; aber daß ſelbſt die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt iſt, das iſt ein Widerſpruch, der unglaublich ſcheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith; aber nun haben ſich beide Theile vorgeſehen; denn die Schuldenmaſſe kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth iſt nur das, was ſie an Zins beträgt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poeſie, deren einziges Unglück ihre Gegner ſind. Denn es gibt rauhe und empfindungsloſe Menſchen, welche für ein ſo romantiſches Gedicht, wie das Anleiheſyſtem iſt, gar kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich wäre, wenn die Völker die Spaziergänge der Kapitaliſten bezahlen müſſen. Sie ſind damit noch nicht einmal zufrieden, daß blos von einer Verzinſung fremder Imaginationen die Rede iſt, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Kapitals. Sie glauben ſich aus finanziellen, moraliſchen und politiſchen Gründen gegen das herrſchende Syſtem erklären zu müſſen.

Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, dieſe Nüchternen, Proſaiſchen, dieſe Volksverführer!

Laſſet heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, ſprecht nicht von den Einflüſſen der Geldariſtokratie auf Sitten, Meinungen und Ereigniſſe, nicht von den Kapitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß beſteuert ſind, nicht von der Immoralität des Börſenſpieles.

Die Anleihen ſind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geſchäft iſt im beſten Gange. Fünf Brüder kenne ich, welche den lokalen Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich ſind und die ſich Niemandem aufgedrungen haben. Die Verpflichtungen ſind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Rieſenbau von Dukatenſäulen mit Piaſterkapitälen und flatternden Couponsguirlanden umgehen, und das blitzende Wunderwerk anſtaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt ſtellt ſich der Autor an ſeine beſcheidene Honorarſäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und Rennen, das ſich vor ſeinen Augen aufthut.

Aphrobitens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amſterdam und haben die Kurszettel aus der Couliſſe unter ihren Fittigen gebunden; ein Telegraph fingert von Paris nach Brüſſel hinüber, wie hoch die 3prozentige Rente geſtiegen iſt; Kuriere eilen über die Landſtraßen auf keuchenden Roſſen; die Abgeſandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen, und Nathan Rothſchild in London zeigt Euch, wenn Ihr ihn beſucht, ein Käſtchen, das aus Braſilien mit ganz friſchen, eben aufgefiſchten Diamanten angekommen iſt, um damit die Zinſen der braſiliſchen laufenden Schuld zu decken. Iſt dis nicht intereſſant?

Iſt es nicht intereſſant, daß Nathanael, des Londoner Rothſchilds jüngſter Sohn, bei ſeiner Audienz in Konſtantinopel vom Sultan, als Sonne unter den europäiſchen Bankiers begrüßt wird; daß Karl Rothſchild dem Papſt die Hand küßt, und Lionel, der älteſte Sohn des Londoner Rothſchild, in Madrid zum Ritter Iſabellens, der Katholiſchen, ernannt wird?

Beſchäftigt Euch einige Minuten mit dieſem wunderlichen Syſteme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindlers Bendavid und der Ghetto von Frankfurt ſind bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieſer antiken

Ueberlieferung zerſtört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perſpektive einer Zeit, die noch nicht lange verfloſſen iſt. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung?

Zwei ſchmuzig rothe Häuſerreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die ſo ſchwer ſind, wie der Stamm, den Chriſtus auf Golgatha tragen mußte, ziehen ſich in einer ängſtlichen, finſtern, ſchlecht gekehrten Parallele neben einander hin, von einer unvollendeten Synagoge bis zu dem jenſeitigen Thore, das ehemals nächtlich geſchloſſen wurde.

Welche Charaktere verſtecken ſich hier hinter den originellſten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer einen innerlichen Zuſammenhang unter ſich haben, daß ſie eine geſchloſſene Kette mitten in der europäiſchen Geſellſchaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landſtraße wandernde Hauſirer, die Herberge der nächſten Stadt, die Kundſchaft am Orte — o man lernt ſich eine planmäßige Exiſtenz, wie ſie hinter unſerm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, zuſammenreihen. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengaſſe der Hauſirer einen Trödler hineingucken läßt; iſt es nicht, als ſtäken Dinge darin, die in Polen und Oſtpreußen vermißt werden?

Gewiß iſt dieſer Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn.

Mitten unter Auskehricht, Reſten kauſcherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, welche für ein Land berechnet ſcheinen, wie der Orient iſt mit ſeinen Roſenwäldern, um ſie zu unterdrücken, tönt hier Alles faſt wie eine geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Meſſias endlicher Erſcheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakoniſches, mit humoriſtiſcher Freiheit geſprochenes Deutſch. Die Geſichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich geilen und wuchernden Triebe der jüdiſchen Natur zu entſtehen ſcheinen, das nachläſſige, die Hand in die Hoſen geſteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattun-Verkäuferin mit ihrem angeſchwollenen Leibe, kurz alles jüdiſch Charakteriſtiſche trägt in ſich einen vielleicht ganz harmloſen Ausdruck, aber dem böſen Gewiſſen des Chriſten, einer jahrtauſendjährigen Verſchuldung dünkt er wie Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blute, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gaſſe und den jährlich 14

Brautpaaren; darum verſehen wir uns nichts Gutes hier an dem Quartiere Iſraels.

Aber großmüthiges Volk, nichts als leben willſt du, nichts als jenes unblutige, vor Moſes gerechte Fleiſch, das der Schächter ſeinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel, und Menſchen, welche Luſt zu handeln haben, Menſchen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier iſt keine Rache und ich verdamme meine Phantaſie, wenn ich auf dem Gemüſe-Markt ſtehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln, und ich mir über Eurer dunkeln Gaſſe, über dieſem von allen Nebengebäuden und den Beiſtraßen iſolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkührlich machen muß, als ſei dieſe ganze romantiſche Antiquität dazu beſtimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erſchreckt nicht! Ich bin keine Caſſandra!

In der Frankfurter Judengaſſe wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauſes Rothſchild war, Mayer Anſelm Rothſchild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anſelm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolf-

gang an der ſchlimmen Mauer; doch waren es nicht die verführeriſchen Lockungen der Poeſie, welche ihn umgaukelten, ſondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thummim des Hohenprieſters blendeten ſeine Phantaſie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge ſtehen und die Thora predigen, das Geſetz der Gerechten.

In Fürth holte er ſich aus alten, ſchweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovahs, und was Maimonides und Raſche beigebracht haben, um es zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph iſt, und folgte der Weisheit Mayer Hallevis, des großen Rabbi von Toledo, der zuerſt den Werth der Maſora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus ſeiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Looſe, er ſuchte ſtatt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als ſich das Projekt, im Violettkleide ein Prieſter zu werden zerſchlug, da war Mayer Anſelm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens geſtellt, auf die klingende Münze, auf die Vierundzwanziger Marien Thereſiens und den Unterſchied der preußiſchen

Viergroſchenſtücke von den falſchen Ephraims Friedrich des Großen; ſondern er blieb noch ſtehen bei einer Verbindung der Wiſſenſchaften mit der Praxis, nämlich bei alten Münzen, mochten ſie nun von Gold, Bronze oder Kupfer ſein.

Mayer Anſelm war bewandert in jeder Centurie, in perſiſchen und byzantiniſchen Münzen, er war geſchickt, das Werk des Profeſſors Eckhel in Wien zu rezenſiren, wenn ihn die Salzburgiſche Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Komptoir-Geſchäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geſchäft wäre); aber er that es wie Moſes Mendelsſohn, der auf der Burgſtraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaaren-Handlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geiſtes blätterte.

Nur war der Unterſchied der, daß Mendelſohn für Kant, Mayer Anſelm für Winkelmann ſchwärmte. Jener unterſchied das Räumliche von dem Zeitlichen in der Erſcheinung, dieſer einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie ſich das Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Ariſtoteles von Plato, und beide wieder von Sokrates unterſchieden; dieſer, wie weit die Römer in Deutſchland vorgedrun-

gen ſind, wo ſie ihre Todten begruben. Mayer Anſelm war ein Antiquar, der für die Thatſachen der Geſchichte ſchwärmte.

Der Landgraf von Heſſen (ſpäter Kurfürſt) theilte die Liebhaberei ſeines Nachbars, und kaufte ihm Münzen ab, obſchon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen.

Und wie ſie beide ſo unterhandelten und ſich beide belehrten über die Nacht der alten Zeiten, und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzſterne, da bemerkte der Landgraf in ſeinem Antiquar einen guten Geſchäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade ſo weit ging, als das erlaubte Prozent ſeines Verdienſtes. Er fing an ſtatt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu ſprechen, und übertrug ihm manches kleine Geldgeſchäft, bis er 1801 mit der Hofagentur Mayer Anſelms Verdienſte belohnte.

Seither blieb dieſe Verbindung ohne Unterbrechung, und war eine Garantie für andere Fürſten, ſich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienſt, welches ſich Rothſchild unter Napoleon um das kurfürſtliche Privatvermögen erwarb, iſt bekannt genug. Er befeſtigte ſich immer mehr in der öffentlichen Achtung und

konnte davon unter Dalberg die Beweiſe ſehen; denn dieſer machte ihn zum Mitglied des Wahlkollegiums.

Eine ſchlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaktion, welche nach Napoleons Sturz gegen die Emancipation der Juden wieder eintrat. Rothſchilds ålteſter Sohn harrt noch heute vergebens darauf, nur in das Frankfurter Caſino aufgenommen zu werden. Während Dalbergs ſanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverläſſige Chriſten brechen, Börne durfte wandernden chriſtlichen Handwerksburſchen Päſſe ausſtellen.

Mayer Anſelm erlebte die Reaktion der Intoleranz nicht. Er ſtarb im Jahre 1812, nachdem er ſeine Söhne am Sterbebette verſammelt, und ihnen die perſiſche Fabel von dem Bündel Pfeile erzählt hatte. Vielleicht hatte er einen holländiſchen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen die Pfeile und ſprach leiſe in ſich hinein: „**concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.**“ So ſtarb er als ein Gerechter, als Vater, als Gelehrter, als Münzkenner. Sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er ſpendete überall Wohlthaten mit patriarchaliſcher Uneigennützigkeit.

Erſt den fünf Söhnen Mayer Anſelms war es überlaſſen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher ſtehen müſſen: Kredit und Konjunkturen.

Napoleon war keine Konjunktur. Unter Napoleon hatte das Syſtem der Kontributionen geherrſcht, welche für Frankreich die größten Verlegenheiten deckten. Und die, welche ſie zahlen mußten, ſtießen überall auf engliſche Subſidien und eine Zudringlichkeit, die den Kontinent an den Rand des Abgrundes brachte. Auch flößten die innern Zuſtände der vorzüglichſten Staaten den Kapitaliſten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oeſtreich ſeinen Werth verloren. Erſt nach dem Pariſer Frieden, nach dem in Wien für Europa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen faſſen; der Wechſel-Verkehr zwiſchen Fürſten und Völkern war erhebend; jeder ſah ſich nach den beſten Mitteln um, ſeine Wunden zu heilen; die Entſchädigungs-Gelder bewieſen, daß noch ungeheure Summen aus den europäiſchen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht verſiegenden Adern der Ge-

birge, Ströme, auf welchen der Handel ſeine luſtige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Spekulation viele ihrer Schlöſſer hineinbaute. Jetzt hatte man Luſt zum Geben und zum Nehmen: Einer ſuchte an der Verlegenheit des Andern zu gewinnen, und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entſtanden nach Napoleons Sturz Anleihen, welche ſich zu einem förmlichen Syſteme ausbildeten, und jetzt in den Lehren der National-Oekonomen ihre feſten, ſehr komplizirten Kapitel haben. Die Gebrüder Rothſchild wurden die Hierophanten der neuen Religion, welche ihre Fanatiker ſo gut wie ihre Ketzer hat.

Als die Gebrüder Rothſchild zu operiren anfingen, mußte zuerſt ein Vorurtheil zerſtört werden, nämlich die freiwillige Abhängigkeit, in welche ſich der Kontinent von England zu ſetzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, ſo mußten von ihr Fürſten und autoriſirte Geſellſchaften ausgeſchloſſen werden. Hätten die Umſtände nicht faſt ununterbrochen ſeit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oeſtreich begünſtigt, und die politiſchen

Maaßregeln dieſer Staaten zu gemeinſchaftlichen für wenigſtens zwei Theile gemacht, ſo wäre die Verſchuldung der beiden Kontinentalmächte an den Staat England tauſend Irrungen preisgegeben geweſen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinweſen zu Rivalen haben, ſondern es ſollte ein geſchloſſener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa ſpann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeſchlagen, welcher die geringſte Proviſion nahm.

Aber freilich die Bereitwilligkeit des Borgens iſt wohl immer die ſchwächſte Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsakte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dis waren nach dem Kriege von 1815 einestheiles die Errichtung der Tilgungsfonds, ſodann die Anerkennung des repräſentativen Syſtems. Denn man irrt ſich, glaubte man, die Geldariſtokratie ſei in jedem Stücke mit der abſoluten Monarchie verſchworen. Die Geldariſtokratie hat die ſtärkſten Augen und eine nervöſe Senſibilität, die ſie, man möchte ſagen, in den Zuſtand des Hellſehens verſetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen ſtatt mit Aktien gehandelt

wurde, ſchon den Windhandel nannte: ſie weiß, daß man über den Wind der Politik nicht phyſikaliſch beſtimmen kann, von wannen er kömmt und wohin er fährt. Die Wahrſcheinlichkeits-Rechnung ſchließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein Syſtem in ihre Berechnungen paſſen, welches von der Zukunft das Gefährlichſte vorwegnimmt, und die Demokratie ſelbſt, dis Schreckbild der Kapitaliſten und Staatsgläubiger, in ihr Intereſſe zieht. Die Börſenmänner gehören alle zum Juſte-Milieu, zu einem Glaubensbekenntniß, das es mit Niemandem verderben will, und das überall unterliegen muß, wo es Doktrin iſt, und mit poſitiven Zwecken umgeht, da aber die Oberhand behält, wo es nur eine Maaßregel der Schlauheit und kluger Berechnung eines Einzelnen iſt. Die Stände ſagten gut für die Schulden der Regierungen, oder mit andern Worten, jene wahrſcheinliche Thatſache, daß unſere Enkel die Verpflichtungen ihrer Väter nicht überall mehr anerkennen werden, wurde noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeſchoben.

Weit illuſoriſcher als das Repräſentativſyſtem iſt die Fundirung eines Tilgungsfonds. Die Maaßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maaßſtab des beſten Wil-

lens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfniſſe der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen ſchönen Tilgungsentſchlüſſe zerſtören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch iſt es für die Regierungen vertrauenerweckend, wenn ſie ſich wenigſtens den Anſchein geben, als vermieden ſie, leichtſinnig zu ſein.

Das erſte Beiſpiel, in ſeinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oeſtreich. Nicht nur daß dieſer Staat, der unter Napoleon in Geldſachen faſt ſeinen ganzen Kredit verloren hatte, an Tilgung ſeiner Schuldenmaſſe dachte, ſondern es wurde namentlich die Errichtung einer Nationalbank von weſentlichem Intereſſe. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emiſſion der Metalliques, eines Papiers, das gleichſam alle böſen Säfte des öſtreichiſchen Schuldenweſens in ſich abſorbirte; denn mit ihm wurden die meiſten kurſirenden Schuldverſchreibungen Oeſtreichs in Rapport geſetzt. Die Metalliques hatten in ſich Schrot und Metallwerth genug, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angeroſtet zu werden. Sie bleiben der rechte Nennwerth von Oeſtreichs unerſchöpflichem Nationalreichthum, ſeinen ungariſchen Bergen, welche oben

das Gold der Rebe, unten das Gold Faſners hüten, von ſeinen ſteieriſchen Eiſenhämmern, ſeinen geſegneten ſonnenhellen Erblanden, von all den Naturadern, die Oeſtreich zum zäheſten und unvertilgbarſten Staate der Erde machen. Die Metalliques ſind der leitende Kompaß auf den Wogen der deutſchen Börſen. Wären ſie nicht zu ſchwer, als daß ſie jeder Wind herumwerfen könnte, ſo verdienten ſie den Namen der deutſchen Börſengirouetten. Mit ihrer Emiſſion datirt ſich in Deutſchland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Gebrüder Rothſchild waren bald in das Intereſſe der öſtreichiſchen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 laufen die im April 1823 emittirten kleinen Rothſchild'ſchen Looſe; in dieſem Jahre (1835) ſind ſchon abgelaufen die Pariſer Rothſchild'ſchen Metalliques, welche für originalöſtreichiſche fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothſchild'ſche Anleihe die Partialobligationen kreirt. Preußen hatte ſchon im Jahre 1817 von dem Frankfurter Hauſe 5 Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Konkurrenz bedeutender Kapitaliſten ein, Aguado, der für

Spanien, Lafitte, der für Frankreich und Hayti negozirte, Ardouin, Pariſh u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geſchäft unbetheiligt: ſie bilden einen unbeſiegbaren Phalanx. Selbſt oder durch ihre Agenten beherrſchen ſie die vorzüglichſten Plätze, und da ſie gewohnt ſind, nichts ohne Verabredung und Uebereinſtimmung zu unternehmen, ſo können ſie dabei nach einem Syſteme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder ſind nur zur Hälfte ein Maaßſtab der Achtung, welche ſie bei den europäiſchen Souverainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothſchilds direkten Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldariſtokratie energiſch mit den Ereigniſſen der neuen Geſchichte zuſammen?

Die Phantaſie und der Haß haben in dieſer Rückſicht viel Fabelhaftes erſonnen. Mir liegt ein amerikaniſcher Roman vor Augen, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichſten Erdengötter, die Krieg und Frieden ſchließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchſt anziehende Weiſe durchgeführt wird. — „Zehn ſind wir — ſagt Einer von ihnen — und über die ganze Welt zerſtreut, und doch täglich, ja ſtündlich beiſammen; durch keine Bande,

und doch wieder durch die innigſten Bande verſchlungen, die des gemeinſchaftlichen Intereſſe's, das der Welt eine neue Geſtaltung geben ſoll, früher oder ſpäter geben ſoll, wird, muß. In London ſind wir fünf. Alle Wochen verſammeln wir uns, vergleichen Noten und beſtimmen den Gang der Weltverhältniſſe. Die Myſterien der Finanzen aller Reiche und ihrer Exiſtenz liegen klar vor unſern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand iſt unſerm anatomiſchen Meſſer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unſerer Exiſtenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchſten bis zur niedrigſten in unſerer Hand. In unſerm Soll ſtehen Milliarden, ſtehen Staaten und Familien, Könige und Kaiſer; es ſind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civiliſirten, d. h. der ſchuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unſerm Wink und Willen ab. Was iſt die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in ſeinen Feſſeln knirſchende Frankreich, und das phlegmatiſch-mondſüchtige Deutſchland, und das träg-bigotte Spanien und das elende an den Knochen ſeines dreitauſendjährigen Ruhmes nagende Italien müſſen

ſich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müſſen folgen, denn unſere Mineurs ſind thätig.“

Dis iſt eine Allegorie. Sie drückt das als Machinationen aus, was die unwillkührliche Thatſache unſerer modernen Verhältniſſe iſt. Iſt hier etwas unvermeidlich, ſo fürchtet nicht, daß es nicht beſiegt werden könnte! Glaubt Ihr, daß die ganze Zukunft des Menſchengeſchlechts, daß das wahrhaft Welthiſtoriſche ſich werde umſpinnen laſſen von den Metall- und Papierintereſſen eines ſchwindelhaften Jahrhunderts? Ein franzöſiſcher Miniſter, der den Telegraphen hat, kann ſich kleine Niederträchtigkeiten zu Schulden kommen laſſen, aber ſchon müſſen die von ihm fabrizirten Ereigniſſe fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen ſie ſich beſchränken, oder wenn ſie wirklich thatſächliche Wurzel haben, ſo gedeihen ſie nicht länger, als bis ein günſtiger Kauf abgeſchloſſen iſt und der Telegraphen-Miniſter ſoviel erübrigt hat, daß er ſich damit in Zukunft für ſeine Dimiſſion und ſeine ruinirte Popularität entſchädigen kann.

An ſolche Manoeuver, an einen Einfluß auf die Politik ſo heilloſer Art denken wir nicht, wenn von Männern die Rede iſt, die wie die Gebrüder Roth-

ſchild im Angeſichte der Welt handeln und ganz Europa ihr Komptoir nennen.

Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte unterlaufen, eine Idee, ein Vorſchlag, eine Miſſion. So iſt es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußiſchen Regierung den Vorſchlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden ſublimen Finanzmetaphyſik nach dem Muſter Oeſtreichs gemacht hat. Doch hat die preußiſche Regierung die anſehnlichen Vortheile, die in gewiſſen Prozenten von dem ganzen Geſchäft beſtehen ſollten, großmüthig von ſich gewieſen. Charakteriſtiſch war es, daß der Widerſtand gegen das Projekt vom Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig beſtritten worden ſeyn ſoll.

Sodann mochte auch die Juliusrevolution, als die Legitimität und das ſouveraine Volk, das de jure und de facto in Kolliſionen geriethen, der Geldariſtokratie, als der einzigen unangetaſtet gebliebenen Macht, oft eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigſtens ſcheint es erwieſen, daß die Gebrüder Rothſchild von öſtreichiſcher Seite her kurz nach jenem Ereigniſſe dazu gebraucht worden ſind, die beanſtandete neue

Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit längſt zugeſtanden hatte.

Die große Kriſis in den Jahren 1824 bis 1826 erſchütterte das Rothſchildiſche Haus nicht. Während durch die Ausſicht auf lange Friedenszeiten ſich die Papierſpekulationen zu einer ſchwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der engliſchen Bank den Markt überflutheten, und der Handelsgeiſt ſich mit unermeßlichen Kreditgeſtattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèles, welche dieſer Miniſter zuerſt verſuchte, ſcheiterte, und die plötzlich konſtituirten Staaten Südamerika's, eines Welttheils, den man für ein unerſchöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günſtiger Zufall wollte, daß um jene Zeit faſt gar kein Wechſel auf Rothſchild zirkulirte. Die bedeutendſten Handlungshäuſer (beſonders B. A. Goldſmith in London) fallirten, in Frankfurt ſtellten zwei der angeſehenſten Häuſer ihre Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Nun, was iſt? ſagten die Rothſchilds.

Sie ertrugen die heſſen=darmſtädtiſche Finanzkriſis;

ſie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die ſpaniſche. Dreizehn Millionen ſtanden hier auf dem Spiele, die ſie der Regierung vorgeſchoſſen hatten. Zwar ließ ſich Lionel in Madrid das Anlehen ſelbſt entgehen, aber die Vorſchüſſe wurden gerettet.

Faſt alle dieſe Glückszufälle und Kombinationsreſultate kommen auf gemeinſchaftliche Rechnung. Nichts von größerem Intereſſe wird iſolirt betrieben. Sie leiſten, was ſie können; doch drückt keiner den Andern, Niemand iſt dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren ſie gegenſeitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauſes, deſſen ausſchließlicher Chef Nathan iſt; eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen erſten Platz verwandt werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk. Es iſt anziehend, das in ihnen Gemeinſame, was die Folge des Intereſſe's und der Verwandtſchaft iſt, mit der beſondern Phyſiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, faſt möchte man glauben unwillkührlich, von ihren getrennten Lokalitäten aufgeprägt worden iſt.

Anſelm, der älteſte Bruder, gibt in ſich alle die Eigenſchaften wieder, welche den Frankfurter kleiden.

Er findet ſeinen Stolz in einer faſt bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an ſeinem Platze nicht kokettirt, ſondern nur rivaliſirt.

Dem Salonstone weit näher ſteht Salomon in Wien, der mit einer gewiſſen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, welche ans Diplomatiſche ſtreifen. Nichtsdeſtoweniger ſoll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den älteſten Bruder auszeichnet.

Nathan in London repräſentirt vortrefflich Sitte, Geſinnung und Reichthum der City. Er packt ſeine Unternehmungen mit einer Rieſenfauſt. An ihm iſt Alles koloſſal. Ein Freund von mir ſagte neulich über dieſen Mann: „Geht er auf die Jagd, ſo müſſen es wenigſtens Elephanten ſein, die er erlegt.“ Kann man dem Bilde trauen, welches Fürſt Pückler in leiſen Zügen von Nathan Rothſchild entwirft, ſo iſt er ein jovialer Mann, der im Stande iſt, ſich über ſeine Stellung zu erheben und eine Unbefangenheit zu äußern, welche ſogar über ſich ſelbſt ſcherzt. Nur läßt es der ſarkaſtiſche Fürſt unentſchieden, ob Nathan, wenn er ſich etwas breit mit ſeinem Reichthume entfaltet, mehr der unbewußten naiven Freude

über ſein Glück ſich ergiebt, oder ob er ſich, wie wohl große Männer und Genie's thun, aus Bonhommie ſelbſt wie ein wunderherrliches Objekt betrachtet.

Karl, der Neapolitaner, ſoll der zugänglichſte ſeyn. Denn wie vorſichtig und italieniſch maskirt auch ſein Benehmen in Geſchäftsverhandlungen, ſo zeichnet ihn doch ein hervorſtechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erſcheinen läßt.

Jacques in Paris iſt Pariſer, d. h. ein Charakter, worüber hundert und ein Schriftſteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoktavbänden gründlich erſchöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie iſt der Genius, der über ſie Wache hält, ein faſt unſichtbarer Genius; denn noch immer wohnt ſie in der Frankfurter Judengaſſe. Sie kann ſich nicht trennen, die alte Frau, von dem Elend ihres Volkes, und freut ſich in dem ſchmuzigen Viertel die Einzige zu ſein, welche alle vier Wochen weiße ſaubere Gardinen an ihre kleinen Fenſter aufſteckt. Das iſt ihr Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anſelms Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu ſehen, oder ein neues Gemälde zu betrachten, das

der Sohn neben Oppenheimers berühmter Suſanne placirt. An demſelben Tage wird ſie ausathmen, glaub' ich, wo Lätitia Bonaparte ſtirbt. Wie ähnlich ſind Beide! Und wieder — welch' ein Kontraſt, rieſengroß wie die Welt!

Der Sultan.

Digitized by Google

Jene Zeit ſoll vorüber ſein, wo der Beherrſcher der Gläubigen, um einen Traktat zu beſiegeln, mit der ganzen Hand ins Tintefaß griff, und unten am Fuße des Pergaments ſeine fünf Finger abdruckte. Darf man fremden Berichten trauen, ſo wäre die Türkei auf dem beſten Wege, die Civiliſation Europa's einzuholen. Der alte, aus Caſchemirſhawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, ſoll einer kleinen flachen Mütze, welche hart auf dem Schädel liegt, haben Platz machen müſſen; der ſchöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeſchwornen Bartes des Propheten, ſoll ganz kurz geſchnitten werden unter den jetzigen Verhältniſſen, kurz und ſtarr, ſchaufelartig, wie Buttler von Hudibras Barte ſagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wohl ſchnellen Beifall mit.“ Die weiten, bauſchigen Gewänder verſchwinden

gegen enge und ſtraffe Kleider, welche die Geheimniſſe des Harems, krumme Beine und jede Disproportion verrathen. Kurz man iſt ſo voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenſeits und dieſſeits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald die Triumphe europäiſcher Sitte und Meinung gefeiert ſehen will.

Wer nur den Glauben hätte! Wer nur ſo leichtſinnig den Kern der europäiſchen Kultur in der Schaale fände, und noch leichtſinniger von einigen mehr theatraliſchen, das Koſtüme und die Coutüme betreffenden Metamorphoſen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft ſchließen könnte! Unſere Philanthropie ſieht immer mit illuſoriſchen Augen, kuppelt Feuer und Waſſer zuſammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprüchwort ſagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu ſchlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Oſtens eine Kulturfrage iſt, ſondern ſie muß eine hiſtoriſche

Löſung finden, was man hiſtoriſch nennt, eine Lö=ſung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir ſchon bei Mehemed Ali läugneten, den Enthuſiasmus der Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civiliſationsverſuche blicken nicht auf das hin, was Europa beſitzt durch ſein anſtändiges Beneh=men und ſeine Induſtrie; denn wie könnte man dem ſtolzen Padiſchah ſo wenig Einſicht zutrauen, daß er glauben ſollte, Europa's politiſches Syſtem käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität ſpielt hier gar keine Rolle, ſondern das was man in der Türkei un=ter dem Namen Nizam=Dſchedid verflucht, die Neuer=ung, hat einen ganz hiſtoriſchen Grund und ſoll ganz beſtimmten, ächt türkiſchen und muſelmänniſchen Ab=ſichten als Erleichterung dienen. Man muß ſich des=halb über die Geſchichte der Osmanen ſeit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen ſetzen, und ſeine und Amurats Siege bahnten zuerſt im türkiſchen Reiche den Aſchenweg des Unterganges. Bei einem ſolchen Widerſtand, wie ihn Hunyad und Matthias Corvinus leiſteten, mußte der Islam auf eine Befeſtigung ſeines Beſitzes denken. Die Kugel,

welche bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichriſt. Seither iſt die Pforte auf ihre Grenze beſchränkt; aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung iſt, da der Türke überall, wo er ſich niederläßt, nur gewohnt iſt, wie im Feldlager zu leben, ſo mußte mit dem ſchwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte aus ihrem improviſirten, durch die Wechſelfälle der Eroberung beſtimmten Beſitze jetzt einen dauernden Zuſtand ſchaffen, und ſo etablirte ſich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältniſſen eine Herrſchaft, welche ſich rächen und auf Genuß und Vertheidigung ſich beſchränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günſtlinge auf eine tumultuariſche Weiſe mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen ſich die Sultane in die Serails zurück, und drängten die osmaniſche Geſchichte von jetzt an zuſammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängniſſe, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geſchwiſter erdroſſeln ließen, auf einen ganz kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Roſenhecken Mord und Verrath erſonnen wurde und Alles ſo ſtill iſt, daß

man nichts in der Ferne hört, als das Plätſchern der in einen Sack genähten und ins Meer geworfenen, überliſteten Favoritſultanin des ſchwachen und grauſamen Herrſchers.

Das Sultanat gab die grünſeidne Glaubensfahne des Propheten, ſein oberprieſterliches Anſehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu ſein, an einen höchſten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab; und das Schwert Mohammeds, das er noch an ſeinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht winkende Blitzſtrahl; denn den Krieg zu führen übernahmen Miethlinge und Kreaturen der Hofkabale.

Das Sultanat war nichts als eine Repräſentation geworden. Die Mütter der Fürſten warfen ſich ihren Söhnen in den Weg, wenn ſie in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorſorge und banger Ahnung, ſondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes ſtand und fiel, weil keine neue Herrſchaft denkbar war, ohne erſt die Trümmer, und wären es Blutsverwandte geweſen, der alten aufzuräumen. Die feigen, berauſchten Sultane waren der Spielball der Intrigue, welchen ſich immer drei Parteien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eu=

muchen zuwarfen. Wie mancher türkiſche Herrſcher ſiechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung, und mußte doch noch früher, als die gütige und nachgiebige Natur es gewollt hatte, an einer ſeidenen Schnur ſterben, welche ihm ſein eigener Sohn ſchickte!

Das ganze Anſehen, welches die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber noch behaupten konnte, entwickelte ſich aus zwei Urſachen, aus dem Zufalle und einer Kaſte: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weiſe Veziere an die Spitze des Reiches ſtellte, und aus einer Kaſte, welche das Privilegium des Krieges an ſich geriſſen hatte, aus den Janitſcharen.

Dieſe ſtehende Miliz, welche ſich erſt nur aus den Gefangenen rekrutirte, dann aus einer beſtimmten von den Griechen zu liefernden Menſchenzahl, und welche deshalb einen ſo unbeſiegbaren Korporationsgeiſt bekam, weil ſie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an ſich, welche, obſchon ſie die eigentliche Stütze des ſchwankenden Staates war, Niemandem fürchterlicher wurde, als dem Staate ſelbſt. Den römiſchen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen ſie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Woh-

nung des Kaiſers, ſtürzten ihre Kochkeſſel um, was immer das Zeichen einer großen Erbitterung war, und verlangten die Köpfe der Miniſter und Günſtlinge, welche ſie ihren Intereſſen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande, und wenn Mord und die im Holze von Konſtantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig ſtarrten, ſo konnte wieder die Furcht des Sultans Alles verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte mehr hinrichten laſſen, als die meuteriſchen Cohorten wollten, er hatte irgend einen Mann des Geſetzes, einen guten Reiter, einen populairen Soldatenfreund ſeiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigenſinnige Haufe neue Genugthuung verlangte.

Die Türkei iſt ein jammervolles Land. Der Geiſt des Opiums, die höchſt und ausſchweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt ſchwer auf dem ſonnenhellen Himmelsſtriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raſerei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denſelben Seelen! Wer ſollte glauben, daß es in dieſer verworrenen und er-

ſtickenden Atmoſphäre in der That einige Tugenden gibt, welche uns mitunter mit dem türkiſchen Namen verſöhnen könnten; vorzüglich jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr iſt, als das was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es iſt eines der vielen Probleme unſrer Zeit, beweiſen zu können, wie in der Türkei Wahnſinn, Grauſamkeit, Schwäche, mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und ſchönen Sittenſprüchen zuſammen wohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieſes Widerſpruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, welche nicht nur den Europäer vorzugsweiſe trifft, ſondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugſamen Stolze, in ſeiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es iſt eine ganz falſche und hochmüthige Erklärung der Europäer, wenn ſie die türkiſchen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humaniſtiſchen Intereſſe für die Idee, oder aus der Scham, etwa hinter der europäiſchen Civiliſation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dſchedid iſt nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politiſche Maaßregel, welche keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitſcharen ein Gleichgewicht zu ſchaffen. Unſere Philanthropie

wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß iſt der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, welche der Occident in Folge ſeiner Induſtrie voraus hat, ſich anzueignen; aber kann man die Einführung der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, koſtenerſparenden Tracht, mit dem ſtolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht einmal, um die europäiſche Kriegführung zu überflügeln, ließ Muſtapha **III.** den Baron Tott zu ſich kommen, und ſich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaſchinen und mathematiſche Schulen errichtet und Bomben à **ricochet** wirft; ſondern weit mehr, um die Janitſcharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren, und ſie in eine ſteife und disziplinirte Haltung zu bringen, welche der meuteriſchen Ueppigkeit dieſer Truppen ein Ende machen ſollte.

Warum ſollte Achmed **III.** die Buchdruckerkunſt nicht einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, welche ſeine Preſſen lieferten, Alles übertrafen, was die franzöſiſche und engliſche Literatur nur bieten konnte. Er wird nie Anſtand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und

Montaigne hätte ſprechen und ſie vorziehen wollen zuerſt dem Koran, dann den Dſchihan-Numa oder dem Belvedere der Welt, dem Uſſulûl-Hikem oder den philoſophiſchen Grundſätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen,“ welche Werke alle früher oder ſpäter in Konſtantinopel gedruckt worden ſind.

Der einzige Selim III. ſcheint nicht freigeblieben zu ſein von den Aufklärungsideen, welche das Zeitalter Guſtavs von Schweden und Joſephs von Oeſtreich charakteriſirten.

Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte in unmittelbarer Beziehung auf die Janitſcharen. Ihr Untergang war nicht die Loſung der Civiliſation, ſondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrſchen, als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erſt im gegenwärtigen Augenblicke, wo die gefahrvolle Stütze der türkiſchen Alleinherrſchaft vernichtet iſt, ſollte ſich die Rolle entwickeln können, welche der Orient dem Occident gegenüber zu ſpielen gedenkt. Wir ſehen das ſtolze Vermächtniß der Khalifen, eine Herrſchaft, welche die ſchönſten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, deſſen Wächter der europäiſche

Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und die Janitſcharen, durcheinander vertilgen wollte, während ſie ſich in Konſtantinopel einen feſten Willen ſchuf, um den Provinzen Geſetze vorſchreiben zu können, hat ſie wiederum die Hilfsmacht verloren, welche ſie dabei unterſtützen mußte. So iſt das beſte Blut der Türkei verſpritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, welche ohne Haltung iſt, der Souverainetät des Sultans.

Dieſe Souverainetät bahnte ſich ihren Weg über die Leichen der Janitſcharen, welche den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber ſie erſt möglich hätte machen können. Die Pforte beſitzt eine Autorität, für welche ſie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civiliſation ein Surrogot werden, welches, von unten auf heilend, den ſiechen Staatskörper rettete? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was in Rom einſt Gänſe waren? Iſt eine originelle Perſönlichkeit vorhanden, welche mit nervigter Fauſt das Ruder ergriffe, um das Staatsſchiff wieder auf die hohe See zu bringen? Wir wollen vor das kaiſerliche Thor treten.

Erſchreckt nicht vor den Seitenniſchen der Säulen,

welche es tragen; es ſind nur die Köpfe der Verbrecher, welche der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz friſch von Blut träufeln! Tretet in den erſten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, ſchaudert nicht vor dem Mörſer, in welchem die widerſpenſtigen Häupter der Ulemas zerſtampft werden, weil den Mufti keines Menſchen Hand berühren darf; laſſet den ach, ſo leeren Schatz, den Marſtall, den Betſaal! Jetzt tretet leiſer. Wir ſind in der Nähe des Harems. Lauſchet nicht, was die cirkaſſiſche Odaliske von ihrer Heimath ſingt, — das Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen dort am Fenſter ſetzt eine grüne Brille auf, um eure Miene zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verſtohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er iſt betrunken!

Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu ſagen pflegt, übertritt er das Geſetz des Propheten: ſehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. der jetzt funfzig Jahre zählt, kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropiſche Reformator, der der Pforte zuge-

ſtanden werden muß, Selim **III.**, beſchäftigte ſich in ſeiner Gefangenſchaft, während draußen Muſtapha **IV.** herrſchte, dem jüngern Bruder des Sultans, ſeinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkiſch und arabiſch; doch blieb Mahmuds Bildung immer nur äußerlich. Er warf ſich zuletzt auf die Kalligraphie, welche er als jene Profeſſion treibt, die die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten lernen müſſen. Mahmud iſt auf die Schnörkel ſeiner ſchönen Handſchrift ſo eitel, wie ein Kommis oder der Marſchall von Treviſo.

Er übte ſich gerade in ſeiner Kunſt, und ertrug unwillig die Vorwürfe Selims, der ihn zu Philoſophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegeriſchen Aufſtandes an ſein Ohr ſchlug. Das Feldgeſchrei war Selim, den Taher Paſcha und die disziplinirten Truppen wieder auf den Thron ſetzen wollten; aber bald erſchien der zitternde Muſtapha mit ſeinem Oberſtallmeiſter, und würgten den Greis, den ſie heimlich überfielen. Mahmud raffte ſeine Kalligraphien zuſammen, und verſteckte ſich vor dem Blutdurſt und der Furcht ſeines Bruders ſo lange, bis ihn die Meuterer ſelbſt aufſuchten, und ihn an des gefangenen Muſtapha Stelle ſetzten.

Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigſten Charaktere in der neuern türkiſchen Geſchichte. Das Reſultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günſtige Tod Muſtaphas, die ungeſtörte Umgürtung Mahmuds mit Osmans Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Muſtaphas und vier ſchwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitſcharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktars, der von ihnen belagert wurde und ſich heldenmüthig in die Luft ſprengte, und eine zur böſen Stunde offenbarte Schwäche, denn der Thron und der Divan hatten mit den meuteriſchen Kaſernen unterhandeln müſſen. Der Sultan beköſtigte die Janitſcharen ſelbſt, und ihr Appetit war wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung ſein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte, ob man ihm die Nachricht brächte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unſchmackhaft gefunden, oder ſie verſchmähten Brod und Salz, was in den türkiſchen Revolutionen ein techniſcher Ausdruck iſt; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig, und der neue Herrſcher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu ſchließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erſchöpfung Europa's im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte ſich auch dem türkiſchen Reiche mit, das an allen Streitigkeiten der Politik ſeither immer aktiven Antheil, und bald für, bald gegen Napoleon Partei genommen hatte. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieſer Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löſte ſich auf. Die einzelnen Paſchaliks von Rumelien, Widdin, Trebiſond, Damaskus, Bagdad u. ſ. w. riſſen ſich mehr oder weniger von dem Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderſtehliche Fortſchritte, und zwei Widerſacher, welche beſtimmt waren, ſpäterhin die ganze Kraft der Pforte zu abſorbiren, umgaben ſich im Geheimen mit Hilfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan überſah entweder die Gefahr, oder er war ſo tief geſunken, daß er ſich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigſtens noch einige tranſitoriſche Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldſtrafen auf, benutzte die ſtreitenden Parteien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu ſcheeren, und befolgte wohl gar die treuloſe Politik, ſeinen Paſchen

heimlich Verlegenheiten zu ſchaffen, aus welchen ſie ſich nur durch eine gute Anzahl Piaſterbeutel loskaufen konnten.

Inzwiſchen ſorgte Mahmud für eine gute Polizei in ſeiner Hauptſtadt, und übte dabei eine krampfhafte, despotiſche Gerechtigkeit aus, mit der er den Europäern imponiren wollte. Den kleinſten Wortwechſel eines Soldaten mit einem Geſandtſchafts-Bedienten aus Pera, ſtrafte er durch den Tod, und ſtrich ſich ſtolz den Bart, wenn der beſchwerdeführende Geſandte über dieſe Genugthuung faſt erſchrak. Den Reſt ſeiner Zeit brachte er mit kalligraphiſchen Uebungen hin; er ſchrieb ſelber ſeine Hattiſcherifs und entwarf ſich ein Tagebuch, worin er niederſchrieb, daß er ſchreibe.

Aber es wurde des Lobes und Preiſes ſeiner ſelbſt ſo viel, daß er ſich entſchloß, in das Geheimniß ſeiner Kunſt einen Menſchen hineinzuziehen, der aber nichts davon verſtehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er Jemanden haben mußte, der ſeine Scripturen ſammelte und aufbewahrte; da fragte er ſeinen Barbier, ob er leſen und ſchreiben könnte. Die Verneinung war ihm recht, und ſeither nahm er ſeinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieſer in vertraulicher Stunde geſtand

ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleiſcherbänken, der einer der größten Poſſenreißer unter der Sonne, und ein Schreiber des Fleiſchervorſtandes ſei. Khalet-Effendi erſchien, ſchrieb ſchlechter, als der Sultan, machte einige gute Kapriolen, und Mahmud behielt ihn zurück, erſt als ſeinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Weſſier.

So entſtand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Geſandten beim Hofe Napoleons trennt) eine antike und wahrhafte Freundſchaft zwiſchen Mahmud und ſeinem luſtigen Weſſier, die vollkommen geweſen wäre, wenn ſie für die Türkei beſſere Früchte getragen, und nicht mit einer Treuloſigkeit geendet hätte!

Khalet-Effendi ſtand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufſtand der Griechen hinein dauerte ſeine Autorität, angetaſtet von den Geiſtlichen, bedroht von den Janitſcharen, welche ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle inſurgirten Regionen Mord und Verſtümmlung brachten, vergebens das Blutbad

in Konſtantinopel und die Gräuel auf den Inſeln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkiſchen Geſandten und die Weigerung, ſich auf dem Kongreſſe von Verona über Griechenland beruhigen zu laſſen; die Janitſcharen ſahen in Khalet=Effendi, dieſem niedriggebornen Weintrinker, das Hinderniß ihres Glückes und brachen im Jahr 1822 im wilden Aufruhr gegen das Serail heran. Berber=baſchi, der Normalbarbier der ottomaniſchen Bartcivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet=Effendi und ſeine Kreaturen.

Khalet lachte, als er über den Hellespont ſetzte; denn ſein Freund Mahmud hatte ihn umarmt, und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgeſtellt, der ihn ſo lange ſchützen ſollte, bis ſich die Verhältniſſe zu ſeiner Rückberufung günſtiger geſtellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieſer Romantik nicht zufrieden, ſondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er ſelbſt über ſeinen Freund ſchreiben mußte, wahrſcheinlich mit derſelben zierlichen Hand, mit denſelben Schnörkeln und Arabesken. Khalet lächelte noch immer, und auch da noch, als der Aga ſchon vor ihm ſtand und ihm eine ſeidene Schnur präſentirte; er zog ſeine Kalligraphie aus dem Bruſtlatz; aber indem er den neuen Hattiſcherif las,

der alles Vorangegangene, die alten Schwüre und Betheuerungen widerrief, hatte ihn ſein Henker ſchon an der zugänglichſten Stelle gefaßt und erdroſſelt. Das iſt türkiſche Sentimentalität.

Erſt da, als Griechenland ſeine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenſchwanger auf den Gewäſſern kreuzten, als von den Inſeln das vergoſſene Chriſtenblut herabtröpfelte in das Meer: da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen rieſigen Charakter auszugeben, gleichſam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchſten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des ſeit uralten Zeiten trauerumflorten ägäiſchen Meeres blickte und nichts als ſchwarze Segel heimkehren ſah. Dann zu wüthen wie ein angeſchoſſenes Thier, und Mord und Tod über die ganze Welt auszuheulen, und aus Verzweiflung ſich zuletzt dem Trunke zu ergeben: das iſt türkiſch groß, aber ſehr klein für die wahrhafte Charaktergröße, welche über dem Nationalen ſteht und mäßig im Zorn, kraftvoll und vorausſichtig in ihren Entſchlüſſen iſt.

Durch Mehemed Ali beſiegte Mahmud die Grie-

chen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer beſiegt haben, wenn dieſe ihre diplomatiſchen Anträge durch Demonſtrationen **à la Navarin** nicht unterſtützt hätten. Die europäiſche Einmiſchung war jetzt keine Drohung mehr; die Ruſſen verlangten den Vollzug des Friedens von Buchareſt und die Räumung der Fürſtenthümer; ein Vernichtungskrieg wär die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfoſten der Pforte ſtürzten ein, und was hätte gehindert, daß nicht aufs Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrſchte?

Der Kern der türkiſchen Macht, die Janitſcharen waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte ſie Mahmud abſchlachten laſſen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wohl irrig glaubt, ſondern in Folge einer benutzten Gunſt des Augenblicks. Es war nur dis, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg konſequent durchführte. Er verbrannte die Kaſernen, gab keinen Pardon und rettete ſich ſelbſt vor einer Macht, die ſpäter den Staat hätte retten können. Jetzt iſt Mahmud der Schatte vom Schatten Gottes, er iſt der Federball der Intrigue zwiſchen dreien Kabineten; wollte er auch ſeine Statthalter, welche ſich emanci-

piren, wieder zu Paaren treiben, ſo verbietet es ihm der Himmel; denn ſein Säbel fällt ins Meer, wenn er die Schiffe ſeiner Hoffnung beſteigt.

Rußland, von der Geſchichte zum Erben der europäiſchen Türkei beſtellt, hegt und pflegt den alten Erblaſſer und ſchützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei ſanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte ſich die Pforte in Konſtantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen laſſen, ſo ſteht an Perſiens Gränzen die ruſſiſche Heeresmacht gerüſtet. Hier iſt kein Ausweg mehr. Die Pforte muß ſich ſchützen laſſen, um eine vollſtändige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, welche nur die Zeit abwarten, wo ſie ihre Masken abnehmen.

Vielleicht ſtellen ſich dieſer Weiſſagung zwei Geſchichtsanſichten entgegen, die ſich darin vereinigen, daß ſie Kombinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten, und ſie mechaniſche und Verſtandesabſtraktionen nennen.

Die erſte Anſicht iſt gewohnt, Alles auf den Volksgeiſt, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu laſſen.

Jene glaubt, der Racen- und Völker-Unterſchied, ein demokratiſch-populaires Element, werde gegen die

wunderlichen Statusquo unſrer Tage reagiren; dieſe erwartet denſelben Widerſtand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel ſelbſt an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf beſtehen, daß das Träumeriſche in dieſen Meinungen ſie ſchon verdächtig macht, nicht darauf, daß unſre Propheten nur der Zukunft namentlich ſo viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben ſich anſchicken würden, was wir ſelbſt zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber ſehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zuſammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Iſt ſein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt ſein glühendes Entzücken gegen das Chriſtenthum, welches immer eine Zukunftsreligion iſt.

Der Islam iſt eine Religion der Maſſe, keine Religion des Individuums. Der Islam iſt nicht Bewußtſein, ſondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgeriſſen iſt aus dem Zuſammenhang ſeines Glaubens, der außerhalb ſeiner Badeweihen, ſeiner Moſcheen und Faſten iſt, kein Moslem, der zur Annahme des Chriſten-

thums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Chriſten mitten unter heidniſchen Verhältniſſen immer noch im Bunde mit ſeinem Heiland erhielt. Die Urſache iſt die, daß der Islam in ſich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er iſt eine geniale Improviſion, eine immer neue Schöpfung, wo Poeſie und Klima und Maſſe ihm zu Hilfe kömmt; aber herausgeriſſen aus ſeinem Boden und in andre Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam iſt im Schematismus der Religionen nur ein Ueberbein, das ſich der wandelnde Weltgeiſt getreten hat, er beweiſt nichts Unerläßliches, er iſt ohne die Verheißung einer hiſtoriſchen Zukunft.

Eine Civiliſation in Maſſen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wohl aber durch Iſolirung, durch ſtückweiſes Arrondiren in die europäiſchen Zuſtände hinein. Da würde kein Hahn krähen, daß ein Gott verläugnet wurde. Niemand würde in ſich ſchlagen, und einen Groll fortpflanzen auf Kind und Kindeskind. In Europa und Aſien wird man griechiſch beten, in Syrien bis nach Indien hin proteſtantiſch, auf der ganzen Nordküſte von Afrika atheiſtiſch, wenn einſt Rußland, England und Frankreich ſich getheilt haben werden.

Iſt dis eine Chimäre, ſo ſcheint ſie mir doch der Wahrheit näher zu ſtehen, als die Annahme, daß einſt in der Kathedrale von Paris die Imans ſtehen werden mit ihren kameelharenen Mützen und ſich die junge franzöſiſche Literatur beſchäftigen wird, Oden zu dichten auf Allah und den Propheten.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

DEC 21 193

75m-8,'31

Digitized by Google

S. RH/
22834 YA 02845

679869

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY